

Geschichte der Pharmazie

Redaktion Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke | Prof. Dr. Christoph Friedrich

ISSN 0939 - 334X | Deutscher Apotheker Verlag Stuttgart

64. Jahrgang | 12.07.2012 | **3**

„Altägyptische Rezepte – eine diachrone Betrachtung“¹

→ Die im Folgenden dargelegten Ergebnisse beruhen auf zwei von der Deutschen Forschungsgemeinschaft unterstützten Projekten:

Von Tanja Pommerening,
Mainz

Durch ein Forschungsstipendium (2007, 2009–2010) für „Die medizinischen Rezepte Altägyptens in ihrem transdisziplinären

Kontext philologisch, kulturhistorisch und pharmakologisch betrachtet“ war es mir möglich, mehr als 2000 Rezepte aus rund 40 unterschiedlichen heilkundlichen Papyri und Ostraka umfassend zu analysieren. Zudem bot sich mir 2008 im Rahmen des Mainzer Sonderforschungsbereichs „Kulturelle und sprachliche Kontakte – Prozesse des Wandels in historischen Spannungsfeldern Nordostafrikas/Westasien“ die Gelegenheit, griechische, lateinische, koptische, arabische und frühneuzeitliche Schriften zur ‚materia medica‘ themenbezogen auszuwerten und zu untersuchen, auf welche Art und Weise eine typisch ägyptische Droge („Milch einer Frau, die einen Knaben geboren hat“) in neue kulturelle Kontexte und deren Heilsysteme eingebunden worden ist.²

Die in ägyptischer Sprache verfassten heilkundlichen Texte werden in unseren wissenschaftlichen Handbüchern³ gewöhnlich synchron betrachtet, d. h. es wird methodisch so getan, als ob alle Texte zur gleichen Zeit verfasst und dann relativ unverändert tradiert worden seien. Das ist erstaunlich, denn die Niederschrift der Textzeugen erstreckte sich über mehr als zwei Jahrtausende (Abb. 1). Dennoch ist es aus zwei Gründen verständlich: Einerseits erschwert der geringe Gesamtumfang des überlieferten und bereits edierten Schrifttums jede textgeschichtliche Differenzierung, andererseits ist schon auf den ersten Blick unverkennbar, dass grundlegende Traditionsstränge und -elemente über die Jahrtausende textlich unverändert durchgereicht worden sind. Dennoch gestattet bereits das gegenwärtig aus-

wertbare Schrifttum eine ertragreiche diachrone Betrachtung, zumal dann, wenn man den gesamten ägyptischen Kontext miteinbezieht. Es zeigen sich Erweiterungen, Wandlungen und Umbruchphasen.

Ziel der vorliegenden Ausführungen ist es daher, einige Mechanismen der Tradierung und traditionellen Legitimierung der altägyptischen Rezeptliteratur aufzuzeigen, zu erörtern, welcher Spielraum innerhalb solcher Tradierungen und Traditionen für Neuerungen blieb, und einige dieser Innovationen zu benennen.

Abb. 1 zeigt die wichtigsten mit Rezepten beschrifteten heilkundlichen Papyri mit dem Datum der jeweiligen Niederschrift und einer Kurzangabe des Inhalts. Erwartungsgemäß zeichnen sich zeitlich fixierte Gruppen ab: Papyri aus dem Mittleren Reich (um

EDITORIAL



Von Druckfehlern und anderen Scheußlichkeiten

Wie Sie als aufmerksamer Leser sofort gesehen haben, fehlte in Nummer 1/2 des 64. Jahrgangs vom 12. April 2012 auf Seite 29 die Bildunterschrift. Stattdessen war zu lesen „Bildunterschrift“; ein Fehler, der eigentlich keinem Redakteur unterlaufen dürfte. Auch in der Studie von Frau Dr. Schlick waren einige Anmerkungen verschoben – s. o. Das alles hätte nie geschehen dürfen, wie auch alle Druckfehler des Teufels sind. Es sei nur an einen markanten Fehler erinnert, der den Redakteuren einer weit bekannten Zeitung unterlief, als sie bei einer Dissertation angaben, sie habe von den Inhaltsstoffen der „Onanis spinosa“ statt „Ononis spinosa“ gehandelt, was man dem unscheinbaren Eselskraut eigentlich nicht zutraut. Aber auch vertauschte Worte sind beliebt: So unterlief Georg Edmund Dann – wie in der Marburger Dissertation von Dr. Thomas Rötznun nachzulesen – 1969 in der „Pharmaziegeschichtlichen Rundschau“ der Fehler, das 1966 aus der Feder von Rudolf Schmitz geflossene Buch „Mörser, Kolben und Phiolen. Aus der Welt der Pharmazie“ als „Mörser, Kolben und Phiolen. Aus der Welt der Phantasie“ vorzustellen. Der Verfasser dieser Zeilen kann sich noch gut an Schmitz' homerisches Lachen über diesen Lapsus erinnern. Aber auch unglückliche Formulierungen aus der Feder eines seinerzeit bekannten Pharmaziehistorikers wie – allerdings nie veröffentlicht – „und Justus von Liebig öffnete ihm stets bereitwillig die Spalten seiner Annalen“ können zu (un)freiwilligen Lachsalven führen.

In diesem Sinne
„Ad multos an[n]os!“
Ihr
W.-D. Müller-Jahncke

Papyrus	Zeit der Niederschrift	Inhalt
pRamesseum V	um 1900 v. Chr.	ausschließlich Rezepte gegen Versteifungen und Verkrümmungen der Muskelstränge und Gelenke (mtw)
pKahun (UC 32057)	um 1850 v. Chr.	Frauenheilkunde: šs3w-Lehrtext, Rezepte, Prognosen
pRamesseum III/IV	um 1800 v. Chr.	Rezepte, Zaubersprüche, u. a. f. Mutter und Kind
pEdwin Smith	um 1550 v. Chr.	„Wundenbuch“, Sprachstil 2500 v. Chr.; verso: Sprüche zur Abwehr von Seuchen, 5 Rezepte
pEbers	um 1550 v. Chr.	20 m lange Sammelhandschrift mit drei Zaubersprüchen, Lehrtexten, Rezepten, Abhandlungen (Gefäße, Rizinus, Herz)
pHearst	um 1550 v. Chr.	Sammelhandschrift mit Lehrtexten, Rezepten, Zaubersprüchen
pLondon (British Museum EA 10059)	um 1350 v. Chr.	Sammelhandschrift mit Lehrtexten, Rezepten, Zaubersprüchen
pBerlin 3038	um 1250 v. Chr.	Sammelhandschrift mit Lehrtexten, Rezepten, Zaubersprüchen, Prognosen
pChester Beatty VI	um 1250 v. Chr.	Einlauf-Rezepte
pLeiden I 348	um 1290 – 1200 v. Chr.	Zaubersprüche gg. Kopf- und Leibschmerzen, wenige Rezepte
pCarlsberg VIII	um 1250 – 1150 v. Chr.	recto: Rezepte; verso: Prognosen zur Schwangerschaft
pRubensohn (pBerlin 10456)	um 650 v. Chr.	Rezepte gg. Husten
Berliner Papyrusfragmente, unediert	um 650 v. Chr.	Rezepte, Lehrtexte
pBrooklyn 47.218.48/.85	um 600 – 300 v. Chr.	Rezepte, Zaubersprüche gg. Schlangenbisse
Brooklyner Papyri, unediert	um 600 – 300 v. Chr.	Rezepte, Lehrtexte, Zaubersprüche
Papyrus Vindobonensis D 6257	2. Jh. n. Chr.	Sammelhandschrift mit Rezepten
Carlsberg Papyri, unediert	1. – 2. Jh. n. Chr.	6 Sammelhandschriften mit Rezepten

Abb. 1: Ägyptische heilkundliche Textzeugen mit Rezepten (eine Auswahl)

2000 v. Chr. bis 1785 v. Chr.), dem Neuen Reich (um 1550 v. Chr. bis 1080 v. Chr.), der Spätzeit (um 664 v. Chr. bis 332 v. Chr.) und der Römerzeit (ab 30 v. Chr.). Die ins Auge fallende Lücke im Bereich der Ptolemäerzeit (332 v. Chr. bis 30 v. Chr.) ist keine Überlieferungslücke, sondern

der ägyptologischen Editionspraxis geschuldet: demotisches heilkundliches Textgut steht erst neuerdings im Fokus der Forschung.⁴ Ein Weg, das Ursprungsalter bestimmter Texte zu fassen, sind Sprachuntersuchungen. Dafür eignen sich besonders gut die so genannten

Lehrtexte, wie sie beispielsweise im „Wundenbuch“ des Papyrus Edwin Smith überliefert sind (Abb. 2), weil sie durch ihre im Vergleich mit den Rezepten ausgefeiltere Syntax tiefere Einblicke in die Grammatikstrukturen gewähren. Die ägyptische Grammatik hat sich prinzipiell im Laufe der Zeit so deutlich gewandelt, dass wir heute unterschiedliche Sprachstufen erkennen können: Altägyptisch, Mittelägyptisch, Neuägyptisch und Demotisch. Der Papyrus Edwin

Smith ist aufgrund der Paläographie der Handschrift in die Zeit um 1550 v. Chr., also ins Neue Reich, zu datieren, doch können sprachliche Eigenheiten für das auf ihm verzeichnete „Wundenbuch“, wenn man nicht von Archaismenmechanismen ausgeht, einen Urtext aus der Zeit des Alten Reichs voraussetzen.⁵ Das „Wundenbuch“ ist im Papyrus Edwin Smith ferner durch Glossen bereichert (Abb. 3), deren Sprachstufe jünger erscheint als die des Urtextes.⁶ Dies verdeutlicht bereits die lange Überlieferungsgeschichte dieses Textes, aber in diesem Fall auch eine der Möglichkeiten, wie man sich in Ägypten mit alten Wissenstexten auseinandersetzen konnte: die Erläuterungen wurden an eine ältere Textfassung angehängt.

Rezeptform

Der Aufbau der verschiedenen ägyptischen heilkundlichen Textgattungen (Rezept, Prognose, Lehrtext, Zauberspruch, vgl. Abb. 1) ist standardisiert. So zeigen auch die pharmazeutischen Rezepte immer die gleiche Struktur,⁷ die übrigens an unsere heutigen Rezepturvorlagen erinnert: es sind Indikation und Maßangaben (in roter

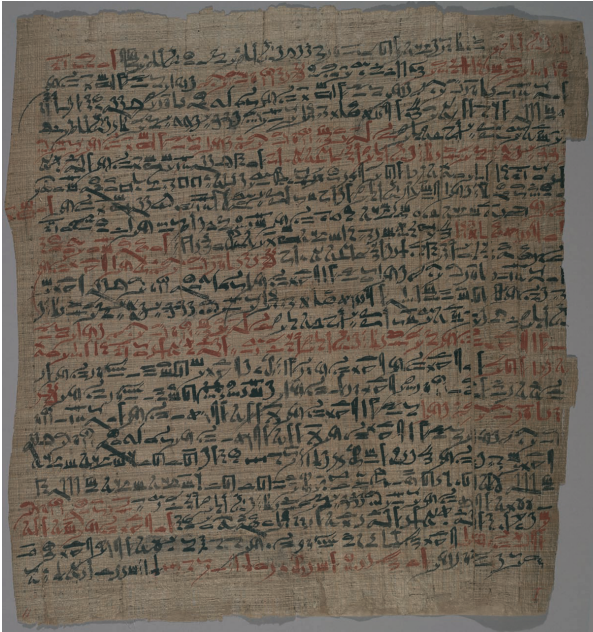


Abb. 2: Kolumne 2 des pEdwin Smith (mit Fall 5 [2,11-17])

Schrift) angegeben, die zu verarbeitenden Drogen, die Herstellungsanweisung, die Applikationsweise und die Anwendungsdauer (in schwarzer Schrift) (Abb. 4). Darüber hinaus liegen Anweisungen – sie folgen üblicherweise einer Beschwörung, die über den Ausgangsmaterialien zu sprechen war – für die Herstellung apotropäischer Amulette und sonstiger „magischer“ Hilfsmittel vor, deren Struktur abgesehen von den hier fehlenden Überschriften, Maßangaben und Rubrizierungen mit derjenigen der pharmazeutischen Rezepte identisch ist.

Urheberschaftszuschreibungen

Aus heutiger Sicht verleiht die Schilderung einer autoritativen, vertrauenserweckenden Herkunft einem Medikament mehr Autorität und verbessert somit die Wirkkraft (Originalpräparat versus Generikum; Benennungsmarketing; Verkaufsort, etc.). Die Möglichkeit, heute Arzneimittel aufgrund ihrer nachgewiesenen langen und traditionellen Anwendung auf den Markt zu bringen, zeugt davon, dass Tradition und Wirksamkeit immer



Abb. 4: Kol. 12-27 des Papyrus Ramesseum V

noch gleichgesetzt werden. Insofern könnte man auch die Ursprungsbehauptungen im ägyptischen Rezeptcorpus als bewusst erzeugte Legitimierungskonzepte deuten, zumal ähnliche Urheberschaften in den Jenseitstexten – Führer, die den Weg durch die Unterwelt weisen – vorliegen. Andererseits darf man aber nicht das zugrundeliegende Weltbild missachten, das magisch-mythologisch-re-

ligiöse Sphären nicht abgetrennt hat, mit denen heilkundliche Handlungen engstens verwoben sind. Bis in die späteitlichen Textzeugen hinein kann der Ursprung oder der Gebrauch eines Heilmittels oder einer Beschwörung auf die Welt der Götter zurückgeführt werden. Hier finden sich demzufolge auch Textpassagen, in denen die Tradition von Rezepten in eine mythische, vorhistorische Vergangenheit verlängert wird. Als Urheber sind Gottheiten wie Re, Schu und Isis genannt. Papyrus Ebers § 242–247 bezeugt sechs solcher Heilmittel: „Anfang von den Heilmitteln, die Re gemacht hat für sich selbst“ (242), „Ein zweites Heilmittel, das Schu gemacht hat für sich selbst“ (243), „Ein drittes Heilmittel, das Tefnut gemacht hat für Re selbst“ (244) etc.. Da es zu den Wesenszügen der altägyptischen Heilkunde gehört, die Wirksamkeit im weltlichen Raum über eine Analogie zu einem götterweltlichen Präzedenzfall zu vermitteln, sind entsprechende Urheberschaften auch konzeptionell bedingt. Manche dieser Urheberschaftszuschreibungen enthalten auch Berichte über die mehr oder weniger wunderbare (Wieder)entdeckung eines alten Schriftstücks. Im folgenden Fall fand sie unter Mithilfe eines Gottes im Zuge der Erkrankung eines Gottkönigs statt: Die Sammelhandschrift über das „Umherziehen der Schmerzstoffe“⁸ sei – so der Berliner Papyrus – aufgefunden worden „in alten Schriften in einem Kasten mit Schriftrollen unter den beiden Beinen

(Überschrift) Heilkunde einer Klaffwunde an seinem Kopf; sein Schädel wurde zersplittert.

(Untersuchung) Wenn du einen Mann mit einer Klaffwunde an seinem Kopf untersuchst, die an den Knochen heranreicht; sein Schädel wurde zersplittert; so tastest du seine Wunde ab. Findest du jenen Splitterbruch, der an seinem Schädel ist, tief und eingesunken unter deinen Fingern; die Geschwulstblase, die auf ihm (dem Splitterbruch) ist, erhebt sich; er gibt Blut aus seinen beiden Nasenlöchern und seinen beiden Ohren; er leidet an Steifheit in seinem Nacken, denn er kann nicht seinen Blick zu seinen beiden Schultern und seiner Brust richten:

(Diagnose) Dann sagst du dazu: Einer mit einer Klaffwunde an seinem Kopf, die an den Knochen heranreicht; sein Schädel wurde zersplittert; er leidet an Steifheit in seinem Nacken.

(Verdikt) Eine Krankheit, die nicht behandelt werden kann.

(Therapie) Du sollst ihn nicht verbinden; (er) werde zu Boden auf sein Ruhebett gegeben, bis die Zeit seines Leidens vorbeigegangen ist.

(Glosse) Was anbetrifft: „sein Schädel wurde zersplittert“ Das bedeutet: sein Schädel wurde zersplittert, (wobei) die Knochen(splitter), die aus jenem Splitterbruch entstanden sind, zum Innern seines Schädels abgesunken sind.

Es hat das Buch „Über die Wunden“ da(zu) gesagt: Das ist ein Zersplittern seines Schädels in viele Stücke, die eingesunken sind zum Innern seines Schädels.

Abb. 3: Fall 5 des pEdwin Smith Sm Fall 5 (2,11-17)

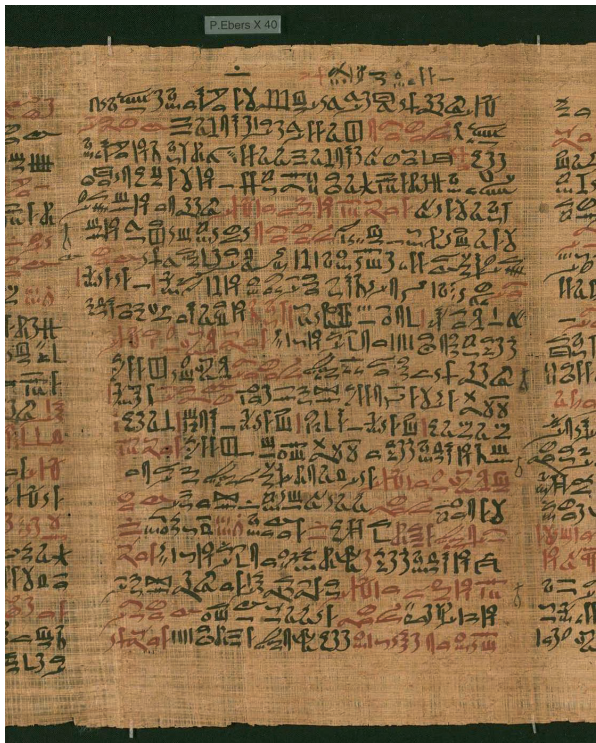


Abb. 5: Kolumne 40 des Papyrus Ebers

des Anubis in Letopolis in der Zeit des Königs von Ober- und Unterägypten Den [1. Dynastie], gerechtfertigt, nachdem er schwach geworden war. Seine Majestät des Königs von Ober- und Unterägypten Sened [2. Dynastie], gerechtfertigt, holte sie herbei wegen ihrer Vortrefflichkeit. Bekanntlich hat dieses Buch des Verbindens die beiden Beine gelöst, die verschlossen waren. Es sind die Schreiber der Gottesworte und Großen der vorzüglichen Ärzte, die den Gott [d.h. den König] zufrieden stellen.“

Außerordentlich selten zeigen sich in den bis zur Spätzeit überlieferten Rezepten heilkundliche Neuerungen, die aufgrund menschlicher Schöpfungskraft eingetreten sind. Ein Rezept „für die beiden Augen“ (Papyrus Ebers 422) hat gemäß der Überschrift ein Asiat aus Byblos mitgeteilt, und im Papyrus Brooklyn § 44a, niedergeschrieben in der Spätzeit,⁹ findet sich der Verweis, dass ein Rezept, nachdem es professionell entwickelt war, gezielt einem Kompilator überbracht wurde: „Ein anderes Heilmittel zum Herausholen des Giftes einer jeden männlichen oder weiblichen Schlange, herbeigebracht zum Hersteller (des Buches) der Kunstfertigkeit als etwas, das ein „Leiter der Selket“ [d.h. ein Schlangenkundiger und -be-

schwörer] gemacht hat“.¹⁰ Dabei spielten die Eigennamen der Beteiligten, sofern sie nicht Götter oder (Gott)könige waren, zunächst keine Rolle. Erst in ägyptischen heilkundlichen Papyri der Römerzeit¹¹ – griechischsprachige heilkundliche Schriften sind inzwischen kompiliert und dem Hippokrates zugeschrieben worden –, finden sich namentliche Erwähnungen von Privatpersonen. Interessanterweise lassen sich deren Namen in die Ptolemäerzeit zurückdatieren, so dass man hier offensichtlich einen Wandel in der Urheberschaftszuweisung vorfindet.¹²

In späterer Zeit sind es vor allem die Beschwörungen, die die göttliche Sphäre weiter in Anspruch nehmen, wohingegen Pharmaka vorrangig einen „weltlichen Ursprung“ erhalten. All dies macht prinzipiell deutlich, dass die Textsammlungen auch aus Sicht der Schreiber ständig wuchsen.

Schrift

Um 650 v. Chr. löste die stark kursive Schrift „Demotisch“ die bis dahin verwendete hieratische Schrift zunächst in Verwaltungstexten ab. Doch wurden noch im römischen Ägypten die heilkundlichen Papyri nicht durchweg rein demotisch abgefasst, sondern zuweilen auch in einer gemischt hieratisch-demotischen Schrift.¹³ Die sich daraus ganz natürlich ergebende Hypothese archaischer Trümmerüberlieferung, d.h. eines mehr als 600jährigen, zunehmend kompilatorischen Mitlaufens echt hieratischer Textblöcke oder Worte bis hinein in die römerzeitliche Literaturproduktion, gilt es noch zu verifizieren, zumal Neo-Archaismen vor allem in der Geschichte des Schriftwesens nichts Ungewöhnliches darstellen. In ähnlicher Weise sind die ältesten heilkundlichen Textzeugen zu

betrachten, nämlich der Papyrus Ramesseum V (Abb. 4) und der „veterinärmedizinische“ Papyrus Kahun, die beide während des Mittleren Reiches im Gegensatz zu den hieratischen heilkundlichen Texten aus gleicher Zeit hieroglyphisch angefertigt wurden, also in einer Schrift, wie sie vor allem von den religiösen Texten des Alten Reichs bekannt ist.

Schriftträger

Lange Zeit waren Papyrusrollen und Ostraka die einzigen für heilkundliche Aufzeichnungen aller Art verwendeten Schriftträger. Die Formate und Kalligraphien mancher Papyri lassen vermuten, dass es sich um Bibliotheksexemplare handelte, wie beim 20 m langen Papyrus Ebers (Abb. 5). Mit einzelnen Rezepten beschriftete Ostraka (Tonscherben oder auch Steinsplitter) hingegen könnten als Zwischenspeicher und Texttransportmedium gedient haben. Erst gegen Ende des Neuen Reiches und nur für Beschwörungstexte (die vorher schon auf Papyrus überliefert sein können) kamen Horusstelen (Abb. 6 und 7) und Heilstatuen als neue Schriftträger hinzu, die nach ägyptischer Auffassung das heilende Wort allein schon durch dessen



Abb. 6: Metternichstele, MMA 5085



Abb. 7: Horusstele, Brooklyn Museum 6073

schriftliche Anwesenheit wirksam machten. Die Besonderheit der Horusstelen, die sich auch durch apotropäische Bildelemente ausweisen, liegt zudem in der Gewinnung von Heilwässern, indem man sie mit Wasser übergoss.¹⁴

Rezeptüberlieferung

Dass die Überlieferung der verschiedenen heilkundlichen Textgattungen im Laufe der Zeit unterschiedliche Wege nahm, lässt sich inhaltlich begründen. Texte, die sich an Heilkundige richten (Lehrtexte, Rezepte, Prognosen, Abhandlungen) und Wissen akkumulieren, sind ausschließlich auf Papyri und Ostraka überliefert; all jene, die durch das geschriebene Wort selbst schon eine Wirkung entfalten konnten (Beschwörungen, Sprüche und damit einhergehende Rituale) lassen sich symbolisch deuten. Sie profitierten per Bildzauber von Text/Bildkompositionen – eine Entwicklung, die im heilkundlichen Bereich im Neuen Reich einsetzt. So befindet sich ein Zauberspruch zum Schutz des Leibes im Mittleren Reich noch auf Papyrus, im Neuen Reich auch auf der Heilstatue Ramses III. und in der Spätzeit auf einer magischen Stele.¹⁵

Die Überlieferungswege der heilkundlichen Textgattungen gehen auch aufgrund der notwendigen An- oder möglichen Abwesenheit eines Heilkundigen unterschiedliche Wege. So bietet der Bildzauber die Möglichkeit der „Selbstmedikation“. Seit dem

Neuen Reich (19. Dynastie) zählen zusammengefaltete Papyri, die als Amulette um den Hals getragen wurden (Abb. 8), Horusstelen (Abb. 6 und 7) und Heilstatuen zu den Apotropaia unter den Nicht-Fachleuten. Doch wem standen die Rezepte zur Verfügung und wie wurden sie verwaltet und tradiert? Hauptkopien lagerten zumindest seit dem Neuen Reich im so genannten Lebenshaus, einem „institutionellen Zentrum der sakralen Schriftlichkeitskultur“.¹⁶ Sie könnten dort als Lehrwerke und Exzerptionsvorlagen für individuelle Sammelhandschriften gedient haben. Hierdurch wurde die Möglichkeit eröffnet, die vorhandenen Texte neu zusammenzustellen, zu ergänzen oder auch neue Rezepte oder Texte zu verfassen und älteren gegenüberzustellen.

Nach Ansicht von Hermann Grapow¹⁷ sind die uns überlieferten Sammelhandschriften auf Veranlassung bestimmter Ärzte (hier besser gesagt: bestimmter Heilkundiger) aus Vorlagen durch Schreiber (hier zu ergänzen: und auch durch Heilkundige) zusammengestellt worden, wobei diese „Ärzte“ ihre persönlichen Auszüge aus einem großen Bestand an vorhandenen Quellen ausgewählt haben sollen. Dieser Ansatz ist, da er die extrem großen redaktionellen Varianzen der bislang gefundenen Kompilationen erklären kann, sehr erwägenswert. Jedenfalls verweisen die derart weitgehenden redaktionellen Um- und Neugestaltungen auf eine immer neue Reflexion des Überlieferten. Rezepte treten entweder als einzige Textgattung oder im Verbund mit anderen stets heilkundlichen Textgattungen auf einem Textzeugen auf (Abb. 1). Syntaktisch und formal blieben sie über die Jahrtausende relativ unverändert,

Veränderungen gab es indes im inhaltlichen Bereich.

Veränderung der Rezeptinhalte

Inhaltliche Veränderungen lassen sich auf verschiedene Weise fassen. Zunächst kann man Benutzerkommentare in den Handschriften selbst ausmachen; am Rand eines Textes können Kommentare wie „gut“ oder „gut zu tun“ erscheinen (Abb. 5). Es kann vermutet werden, dass eine derartige Benutzerkritik bei der erneuten Abschrift in das Folgewerk eingeflossen ist, denn im Anschluss an einen Rezepttext oder eine Beschwörung können Formeln wie „etwas wirklich Vortreffliches“¹⁸ oder „es ist gut“¹⁹ in gleicher Handschrift angehängt sein. Solche Nachsätze über den Einsatz von Heilmitteln dokumentieren die Auseinandersetzung mit der Überlieferungstradition und die Einflussnahme auf das überlieferte Wissen: Jeweils das gleichlautende Rezept „zum Behandeln der Wunde einer Verbrennung an irgendwelchen Körperstellen des Mannes“ findet man im Papyrus Ebers und im Papyrus London,²⁰ in letzterem jedoch mit dem Zusatz: „Es war gut in der Zeit Amenophis III.“ Inhaltlich einschneidender sind Veränderungen in der Fachterminologie. Neue Lexeme, beispielsweise für das Herz, bestimmte Knochenbrüche, den Kopf, etc. treten unkommentiert in Rezepten auf. Heute kann man mit dem Wissen ihrer Entstehungszeit auch den terminus post quem eines Rezeptes bestimmen. Die Offenheit des heilkundlichen Corpus zeigt sich vor allem seit dem Neuen Reich durch die Aufnahme von fremdländischen Krankheitsnamen und in

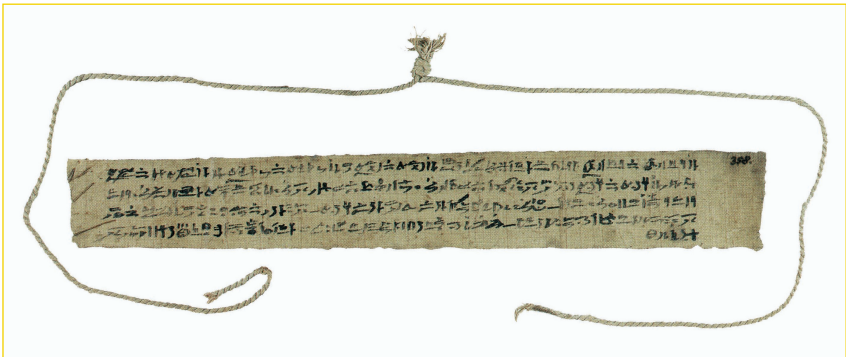


Abb. 8: Amulett Leiden: Rijksmuseum van Oudheden, AMS 59c

fremden Sprachen abgefassten Zaubersprüchen wie sie beispielsweise im Papyrus London überliefert sind.²¹ Ferner ist eine deutliche Zunahme des Drogenschatzes zu verzeichnen, der einerseits auf Handelskontakte, andererseits aber zeitweise auch auf die Erweiterung der Reichsgrenzen zurückzuführen ist. So wurden im Neuen Reich die aus Persien stammende Granatapfelwurzel als Bandwurmmittel und Olivenöl aus dem Nahen Osten aufgenommen, ferner Leber, Herz, Blut und Horn des Damhirschs. Seit der Spätzeit zählt Asphalt zum Arzneischatz, der außerdem zur Mumifizierung eingesetzt wurde. Die demotischen Texte enthalten zudem zahlreiche fremdländische Drogenbezeichnungen semitischer, persischer und griechischer Herkunft, wie Schwefel, Zinn, Henna, Mohn und Pfeffer.²²

Besonders eindringlich ist die Veränderung des Maßzahlensystems. In den Papyri des Mittleren Reichs und denjenigen Texten, die man in diese Zeit datieren kann, sind, und das nur selten, Hohlmaßangaben recht grober Natur enthalten. Im Neuen Reich hingegen bildet sich ein ausgefeiltes Medizinalmaßsystem aus, das bis in die Spätzeit bestand.²³ Erst in demotischen Papyri erkennt man fremdländische Einflüsse auf das Maßsystem – u. U. sind die entsprechenden Rezepte insgesamt importiert – nun wird mit Gewichtsmaßen aus Ägypten, aber auch aus Persien, Mesopotamien und Griechenland gemessen, wohingegen manche Rezepten noch das alte Hohlmaßsystem vorschreiben. Die Zubereitungsarten werden im Laufe der Zeit um einige Verfahren ergänzt, beispielsweise das „Ruhenlassen einer Arzneimischung über Nacht“, das einer Extraktion entspricht, oder die Folge „Aufkochen, Quellenlassen und Eindicken“. Die Auswahl an unterschiedlichen Arzneiformen ist schon im Mittleren Reich beträchtlich – hier kann man zweifellos bereits von einem Höhepunkt der pharmazeutischen Technologie sprechen. Zu den Neuerungen des Neuen Reichs kann man die durch Geier-Federn applizierten Augentropfen zählen;²⁴ in einem spätzeitlichen Papyrus erscheint erstmals das Emplastrum. Wie sich gezeigt hat, war das ägyptische heilkundliche System im Rahmen vorgegebener Textgattungen und -traditionen, Transferwege und historischer Konstellationen durchaus of-

fen für Neuerungen und Weiterentwicklungen.

Anmerkungen

- ¹ Dieser Beitrag ist eine erweiterte Fassung des Vortrags „Tradition und Innovation in der altägyptischen Heilkunde“, gehalten am 15.9.2011 auf dem 40th ISHP Congress, „Pharmacy and Books“ in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.
- ² Tanja Pommerening: Milch einer Frau, die einen Knaben geboren hat. In: *Proceedings of the Xth International Congress of Egyptologists*. Hrsg. von Panagiotis Kousoulis. Leuven 2011 (*Orientalia Lovaniensia Analecta* 218) [im Druck]; Tanja Pommerening: βούτυρος „Flaschenkürbis“ und κουροτόκος im *Corpus Hippocraticum*, *De sterilibus* 214: Entlehnung und Lehnübersetzung aus dem Ägyptischen. In: *Glotta* 86 (2010), 40–54.
- ³ Hermann Grapow / Hildegard von Deines / Wolfhart Westendorf: *Grundriß der Medizin der alten Ägypter*. 9 Bde. Berlin 1954–1973; Wolfhart Westendorf: *Handbuch der altägyptischen Medizin*. 2 Bde. Leiden, Boston, Köln 1999 (*Handbuch der Orientalistik*, Abt. 1: *Der Nahe und der Mittlere Osten* 36); vgl. auch Rudolf Schmitz: *Geschichte der Pharmazie*. Bd. 1: *Von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters*. Eschborn 1998. S. 14–19.
- ⁴ Heidelberger Exzellenzcluster „Asien und Europa im globalen Kontext: Wechselnde Asymmetrien in kulturellen Austauschprozessen“; Projekt C1: *Medizinische Systeme im Wandel: der Fall Alter Orient*.
- ⁵ Zu altägyptischen Elementen im Text siehe Wolfhart Westendorf: *Grammatik der medizinischen Texte*. Berlin 1962 (*Grundriß der Medizin der alten Ägypter* 8), 328.
- ⁶ Zu neuägyptischen Elementen im Text siehe Westendorf [wie Anm. 5], 328f.
- ⁷ Siehe zur Rezeptstruktur auch Dietlinde Goltz: *Studien zur altorientalischen und griechischen Heilkunde. Therapie – Arzneibereitung – Rezeptstruktur*. Wiesbaden 1974 (*Sudhoffs Archiv*, Beiheft 16).
- ⁸ Papyrus Berlin 163a (15,1–4).
- ⁹ Textedition: Serge Sauneron: *Un traité égyptien d'ophiologie*. Papyrus du Brooklyn Museum no. 47.218.48 et .85. Kairo 1989 (*Bibliothèque Générale* 11).
- ¹⁰ Oder: „das man für einen Leiter der Selket gemacht hat“.
- ¹¹ A. E[ve] Reymond: *From the Contents of the Libraries of the Suchos Temples in the Fayum. Part 1: A Medical Book from Crocodilopolis*, P. Vindob. D. 6257. Wien 1976 (*Mitteilungen aus der Papyrussammlung der Österreichischen Nationalbibliothek* [Papyrus Herzog Rainer] N. S., 10. Folge). Eine Neuedition des Papyrus wird derzeit von Friedhelm Hoffmann, München, vorbereitet, in dessen Manuskript ich Einblick nehmen durfte.
- ¹² Reymond [wie Anm. 11].
- ¹³ Reymond [wie Anm. 11]. In diesem Kontext bedeutsam sind auch die bilingualen Papyri aus der Römerzeit, s. dazu Jacco Dielemann: *Priests, Tongues, and Rites. The London-Leiden Magical Manuscripts and Translation in Egyptian Ritual* (100–

300 CE). London 2005 (*Religions in the Graeco-Roman World*, 153).

- ¹⁴ Zur Objektgattung und Verbreitung siehe Heike Sternberg-El Hotabi: *Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte der Horusstelen*. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte Ägyptens im 1. Jahrtausend v. Chr. 2 Bde. Wiesbaden 1999 (*Ägyptologische Abhandlungen*, 62).
- ¹⁵ Hartwig Altenmüller: Ein Zauberspruch zum „Schutz des Leibes“. In: *Göttinger Miszellen* 33 (1979), 7–15; vgl. auch Joachim Friedrich Quack: *Kontinuität und Wandel in der spätägyptischen Magie*. In: *Studi epigrafici e linguistici sul Vicino Oriente antico* 15 (1998), 77–94.
- ¹⁶ Ludwig D. Morenz: Neues zum pr-anx – zwei Überlegungen zu einem institutionellen Zentrum der sakralen Schriftlichkeitskultur Altägyptens. In: *Göttinger Miszellen* 181 (2001), 77–81.
- ¹⁷ Hermann Grapow: *Von den medizinischen Texten. Art, Inhalt, Sprache und Stil der medizinischen Einzeltexte sowie Überlieferung, Bestand und Analyse der medizinischen Papyri*. Berlin 1955 (*Grundriß der Medizin der alten Ägypter*, 2).
- ¹⁸ Papyrus Ebers 648.
- ¹⁹ Papyrus Berlin 180.
- ²⁰ Papyrus Ebers 487; Papyrus London 39.
- ²¹ Papyrus London 15, 16, 20 und 21; Richard C. Steiner: *Northwest Semitic Incantations in an Egyptian Medical Papyrus of the Fourteenth Century B. C. E.* In: *Journal of Near Eastern Studies* 51 (1992), 191–200.
- ²² Reymond [wie Anm. 11].
- ²³ Vgl. dazu Tanja Pommerening: *Die altägyptischen Hohlmaße*. Hamburg 2005 (*Studien zur Altägyptischen Kultur*, Beiheft 10); sowie dies.: *Altägyptische Rezepturen metrologisch neu interpretiert*. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 26 (2003), 1–16.
- ²⁴ Papyrus Ebers 339.

Abbildungsverzeichnis:

- Abb. 2: http://www.nlm.nih.gov/exhibition/historicalanatomies/Images/1200_pixels/papyrus-b.jpg
- Abb. 4: <http://www.britishmuseum.org>
- Abb. 5: http://papyrus.uni-leipzig.de/receive/UBLPapyruschrift_00035080
- Abb. 6: <http://www.metmuseum.org>
- Abb. 7: <http://www.brooklynmuseum.org>
- Abb. 8: Hans D. Schneider (Hrsg.): *Life and Death under the Pharaohs. Egyptian Art from the National Museum of Antiquities in Leiden, the Netherlands*. Perth [ca. 1998], S. 150.

Anschrift der Verfasserin:

Univ.-Prof. Dr. Tanja Pommerening
 Inst. f. Ägyptologie und Altorientalistik, Fb 07
 Johannes Gutenberg-Universität
 Mainz
 D-55099 Mainz
 Tel. +49(0)61 31-39-3 83 48/
 Fax 39-3 83 38
 E-Mail: tpommere@uni-mainz.de

Eine Kontroverse um das „Aurum potabile“

DER DRESDNER ARZTALCHEMIKER AUGUST HAUPTMANN (1607–1674)
GEGEN DEN STETTINER APOTHEKER GEORG DETHARDING (1604–1650)

*„Galenus und Hippokrates
Sind gegen mich nur Stümper,
Und alle Herren in us und es
Führ'n einerlei Geklimper.
Nur Paracelsus ist mein Mann,
Und wenn ich den erreichen kann,
Dann gute Nacht Doctores!“¹*

→ Soweit einleitend ein kurzes Zitat aus dem ersten Akt der komischen Oper „Doktor und Apotheker“ von Carl Ditters von Dittersdorf (1739–1799), die im Jahre 1786 in Wien ihre Uraufführung erlebte. Alleine der Titel lässt vermuten, worum es im Libretto von Johann Gottlieb Stephanie (1741–1800) geht: Es ist die durchaus auch heute noch virulente Fehde zwischen Arzt und Apotheker, hier zwischen Doktor Krautmann und demjenigen, der sich in den soeben zitierten Versen als Paracelsist zu erkennen gibt, dem Apotheker Stössel. In bester „Romeo und Julia“-Manier – jedoch mit Happy End – dient diese Fehde zwischen Arzt und Apotheker dem Librettisten als Aufhänger für seine turbulente Liebesgeschichte zwischen Krautmanns Sohn Gotthold und Stössels Tochter Leonore.

Von Michael Ulrich Brysch,
Heidelberg

Um Liebesgeschichten soll es zwar im Folgenden nicht gehen, sondern um eine nach alchemischem Rezept herzustellende Arkansubstanz. Auch ist hier nicht der Apotheker Paracelsist, sondern der Arzt gemeint. Und vielmehr erweist sich dieser vermeintliche Arzt bei näherem Hinsehen gar nicht als Arzt, sondern als Noch-Student, wenngleich schon als ein von sich und seiner zukünftigen Profession sehr überzeugter! Doch geht man aus dem Jahre 1786 noch weitere anderthalb Centennien in der Zeit zurück, in die 40-er Jahre des 17. Jahrhunderts, so stößt man zwischen Leipzig und Stettin auf ähnliche Konflikte wie in Dittersdorffs Oper.

Die Protagonisten dieses mit aller Hämie geführten Streits sind eben jener angehende Arzt, August Hauptmann (1607–1674), sowie ein Apotheker, Georg Detharding (1604–1650). Da beiden in der Historiographie bislang nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde, seien die *dramatis personae* kurz vorgestellt:

Zum Leben zweier „Streithammel“

August Hauptmann, in Zedlers „Universallexicon“ als „berühmter Chemicus“² gefeiert, wurde im Jahre 1607 in Dresden geboren.³ Wenn auch die Angaben über seinen akademischen Werdegang viele Fragen offen lassen, schrieb er sich zum Wintersemester 1625 in Wittenberg ein, um Jura zu studieren.⁴ Immerhin 16 Jahre später, im Sommersemester 1641, immatrikulierte er sich dann an der Universität Leipzig,⁵ um vermutlich zunächst das Studium der Rechte fortzusetzen, später aber zur Medizin zu wechseln.⁶ Während seiner Leipziger Zeit entstanden Hauptmanns schriftstellerische Frühwerke, darunter eben jene, die er im Rahmen seiner Kontroverse mit Detharding verfasste. 1652 schloss Hauptmann das Medizinstudium als Lizentiat ab und erhielt im Jahre 1653 für eine Arbeit über die Galle den Dokortitel.⁷ Als nunmehr promovierter

Mediziner kehrte er anschließend in seine Heimatstadt Dresden zurück, um dort fortan nicht nur als Arzt zu praktizieren, sondern sich auch im „Geheimen Laboratorium“ am Hofe des Kurfürsten Johann Georg II. (1613; 1656–1680) zu betätigen.⁸ Überdies unterhielt er seit 1656 in Wolkenstein zusammen mit dem dortigen Amtsschösser⁹ Heinrich Schrey (um 1620–1706) ein noch heute existierendes Warmbad.¹⁰ Erst spät, im Alter von 58 Jahren, heiratete Hauptmann Anna Maria, geborene Macasius (1615–1681), die Witwe seines langjährigen Freundes, des Leipziger Medizinprofessors Christian Lange d. J. (1619–1661).¹¹ Die Ehe blieb kinderlos. Neun Jahre nach der Hochzeit, im Dezember 1674, erlag Hauptmann einem Tumorleiden.¹² Mehrere in Druck gegangene Werke, etwa über den Weinbau,¹³ das Badewesen,¹⁴ den Bergbau¹⁵ sowie über die in der Rezeption umstrittenen Vorstellungen zur Pathogenese,¹⁶ bezeugen vielseitige Interessen und geben in Hauptmann allenorts einen leidenschaftlichen Vertreter der Alchemie zu erkennen.¹⁷ Georg Detharding, Hauptmanns Gegenpart, wurde im Jahre 1604 als Sohn des in Stargard (Pommern), Stralsund und Stettin praktizierenden Arztes Michael Georg Detharding geboren. Selbstzeugnissen zufolge absolvierte er seine Ausbildung um 1626 in Leipzig zusammen mit zwei anderen Lehrlingen bei Apotheker Theodor Papst.¹⁸ Ebenfalls in Leipzig sammelte er zwischen 1627 und 1628 im Labor des Apothekers Martin Schörckel (1586–1650) Erfahrungen in der alchemischen Praxis.¹⁹ Im Jahre 1630 heiratete er Dorothea (1601/02–1650), die Witwe des Stettiner Apothekers Joachim Bestert (1599–1628), und erhielt gleichzeitig das Privileg, die Apotheke des Verstorbenen zu führen. Drei Jahre später wurde er überdies zum Leib- und Hofapotheker ernannt. Schon bald jedoch, vermutlich im Jahre 1637, als mit dem Tod des letzten Greifenherzogs Bogislaw XIV. (1580–1637) die staatliche Selbstständigkeit Pommerns endete,²⁰ musste Detharding diesen Status wieder aufgeben. 1650 starb er in der Stadt seines Wirkens. Im Ostseebad Warnemünde, das um 1800 anscheinend von einem seiner Nachfahren begründet wurde, existiert auch heute noch eine „Detharding Apotheke“.²¹



Abb. 1: Konterfei von Johannes Agricola, entnommen aus dem ersten Band der „Kommentare zu Poppis Chymischer Medizin“ (Leipzig 1638)

Ob sich Hauptmann und Detharding jemals persönlich begegnet sind, erscheint zweifelhaft. Da ihre Aufenthalte in Leipzig in unterschiedliche Zeiträume fallen, deuten auch die Lebensläufe keine Überschneidungen an. Dennoch entbrannte zwischen beiden über die Entfernung von rund 350 Kilometern zwischen Leipzig und Stettin ein mit aller Heftigkeit geführter Streit, der über mehrere Jahre andauern sollte.

Vom Trinkgold

Anlass zu dieser Kontroverse hatte der in der Oberpfalz gebürtige, später in Leipzig und Breslau tätige Arzt Johannes Agricola (1590–1668) mit seiner Vorschrift über die Zubereitung eines sogenannten „Aurum potabile“ gegeben. Diesem „trinkbaren Gold“ brachten die Alchemiker (nicht nur) während der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts ein besonderes Interesse entgegen. Entnommen wer-

den kann dies bereits aus den Titeln von Werken wie etwa Angelus Salas (1576–1637) „Processus de Auro Potabile“ aus dem Jahre 1630 oder Johann Rudolph Glaubers (1604–1670) „De Auri Tinctura sive Auro Potabile Vero“, zuerst erschienen im Jahre 1646. Was aber verbirgt sich hinter dem „Aurum potabile“? Welche Charakteristika sind diesem trinkbaren Gold zu eigen, und warum spielte es in der frühneuzeitlichen Arzneimittel- lehre eine derart markante Rolle? Eine erste, annähernde Antwort auf diese Fragen mag ein Artikel aus dem „Lexikon der Alchemie“ geben: „Dem hypothetischen A[urum potabile] widmeten die Al[chemiker] in Theorie und Praxis größte Aufmerksam-

keit, da diese Goldzubereitung vor allem als hochwirksames Arzneimittel für den innerlichen Gebrauch angesehen wurde. [...] Es war quasi ein Lebenselixier. Man nahm an, daß das A[urum] potabile eine schwere, ölige Flüssigkeit von tiefgelber oder rubinroter Farbe bilde. Obwohl sich Gold unschwierig in lösliche Salze von solchen Farben überführen lässt, war das wahre A[urum potabile] sehr verschieden von diesen Goldsalzen, da es nämlich unmöglich sein sollte, das A[urum potabile] wieder in metallisches Gold umzuwandeln“.²² Johannes Agricola hatte im Jahre 1638 einen solchen „Schatz vnnd arcanum dem menschlichen Körper vor vielen Kranckheiten zu bewahren“²³ unter Gebrauch von Knabenharn, Branntwein und Hirschhorn-Salz in zwei Schritten zu bereiten versprochen: Laut Agricola musste zunächst die Reinsubstanz Gold – solides Gold also – im Rahmen der „Calcinatio“ im Feuer aufgeschlossen werden. Ergebnis dieses Prozesses sollte

ein sogenannter „Kalk“, ein „zartes Pulver“,²⁴ sein. Mittels eines „Scheide-Safftes“, eines sogenannten „Menstruums“,²⁵ das Agricola hier unter anderem aus Urin zubereitet haben will, könne man diesem Gold-Kalk im sich anschließenden Schritt der „Extractio“ sein Wirkprinzip, seine „tinctura“, entziehen. In dieser „tinctura“ nun lägen die essentiellen, erst seine Perfektion bedingenden „virtutes“ des Goldes in flüssiger, trinkbarer Form vor: Wer alle Anweisungen ordnungsgemäß befolgt hat, besitzt – so Agricola – das begehrte „Aurum potabile“.²⁶

Der Streit beginnt, ...

Sonderlich komplex mögen diese Vorschriften zwar nicht klingen, und sicherlich wird man zunächst kaum glauben, dass sie den Stein des Anstoßes für eine jahrelange Kontroverse bilden konnten. Doch obgleich zuvor etwa schon Paracelsus (1493/94–1541) behauptet hatte, Urin als Korrosionsmittel einsetzen zu können,²⁷ musste allein die Vorstellung, dem Gold als dem höchsten, dem „König der Metalle“²⁸ mit einem aus menschlichen Ausscheidungen bereiteten „Menstruum“ sein Wirkprinzip zu entziehen, unweigerlich Protest in der naturkundlichen Welt hervorrufen. Und einen solchen Protest äußerte schließlich auch, wenngleich zunächst eher beiläufig, Georg Detharding 1642 in seinem „Kurzen Diskurs vom Auro potabili“. Grundlage der Argumentation Dethardings bildet die Vorstellung, dass kein Stoff in der Lage ist, das Gold zu zerstören.²⁹ Eine Ausnahme bildet lediglich der ominöse „Mercurius Philosophorum“, der hier wohl bei aller definitorischen Unschärfe am ehesten mit einer „Materia transmutanda“³⁰ gleichgesetzt werden kann. Allerdings seien Hirschhorn, Urin und Branntwein, womit Agricola „das Gold ermorden, und ihme seine Wahrhaftige, Tinctur biß auff den nichtswerthen Schleim und todte Erden ausziehen wolle [...], [keineswegs] der hochbegabte Mercurius Philosophorum“.³¹ Deswegen können nach den Vorschriften des Breslauer Arztes allenfalls die feinsten Atome des Goldes reversibel auseinander getrieben werden,³² das höchste Metall selbst jedoch „seinem Wesen nach, mit nichten getrennet, viel we-

niger die tinctur demselben ausgezogen seyn“.³³ Anders ausgedrückt: Das Gold in seine „prima materia“ zu reduzieren und es somit im Rahmen eines alchemischen Arbeitsprozesses „empfängl[ich] für neue [...] Eigenschaften“³⁴ zu machen, es also in eine flüssige und gleichermaßen trinkbare Form zu überführen, erscheint in Dethardings Augen vollkommen unmöglich.

Hauptmann hingegen ist anderer Ansicht und schaltet sich in die Kontroverse ein, um Agricolas Position zu verteidigen. Er geht nicht von einer – zumindest annähernden – Unzerstörbarkeit des Goldes aus. Seine Ansicht begründet er theologisch: Ein aus dem menschlichen Sündenfall resultierender Fluch Gottes habe das höchste der Metalle ebenso wie alle anderen Dinge in der Natur getroffen. Auch das Gold bleibe nicht für alle Ewigkeit in seiner Beschaffenheit stabil, sondern sei „der menschlichen Hand und Gewalt, so wol als alle andere Dinge von dem Schöpffer seinem Gefallen nach zur Nutzung zu tractiren, aufzulösen, und zu scheiden, untergeben“.³⁵ Wie es schon Moses gelungen sei, das goldene Kalb zu zerstören,³⁶ müsse deswegen auch der Alchemiker als „Imitator Naturae“ beim Aufschließen des Goldes Erfolg haben,³⁷ somit eben auch ein „Aurum potabile“ aus der festen Reinsubstanz herstellen können.

Nach Hauptmanns Ansicht stehen dem Adepten hierfür zwei Wege zur Verfügung: Als ersten nennt er das Aufschließen des Goldes mit Hilfe des „Mercurius Philosophorum“. So weit also stimmt er noch mit Detharding überein.

Die zweite Möglichkeit, das „Aurum potabile“ zu gewinnen, besteht nun genau in dem, was nach Ansicht des Stettiner Apotheker lediglich zu einer reversiblen „Solutio in Atomos“³⁸ führt, zu einer allenfalls vorläufigen Separation einzelner Atome. In Hauptmanns Augen jedoch findet auch dann eine grundsätzliche Rückführung des Goldes in seine „prima materia“ statt,³⁹ wenn man es mit Hilfe eines sogenannten „menstruum [...] salinum particulare“ aufschließt.⁴⁰ Vorstellen muss man sich unter einem solchen „menstruum“ einen Scheidesaft, der durch ein in ihm enthaltenes, salziges Prinzip zwar nicht alles, wohl aber bestimmte, für den Einzelfall jeweils näher zu defi-

nierende Metalle aufzulösen vermag. Um zu begründen, dass das Gold nun nicht nur durch ein „Universal-Menstruum“, den „Mercurius Philosophorum“, sondern auch durch ein solches „menstruum salinum [...] particulare“ aufgeschlossen werden kann, nimmt Hauptmann – transmutationsalchemischen Vorstellungen verbunden – die Verwandtschaft aller Salze miteinander an. Er behauptet, es gebe eine sogenannte „Wurtzel“, eine Art Ausgangszustand, der allen Salzen gemein ist, und schließt daraus auf die Möglichkeit, ein jedes Salz in diesen Zustand zurückzuführen. Sei dies geschehen, könne man den Salzen gewisse Eigenschaften aufprägen, sie also wiederum zu „corpora specifica“ machen.⁴¹ Aus einer solchen, zumindest theoretischen Transmutationsfähigkeit der Salze ineinander wird für Hauptmann somit eine Vielzahl salinischer Scheidesäfte denkbar. Unter diesen sei jedoch das aus dem Urinsalz gewonnene „Menstruum“, wegen seiner hohen Tugenden⁴² – worin auch immer diese bestehen mögen – dazu prädestiniert, dem Gold das Wirkprinzip zu entziehen. Es steht für Hauptmann folglich außer Frage, dass der Prozess Agricolas gelingen muss. Seiner Ansicht nach kann das „Aurum potabile“ sehr wohl unter Zuhilfenahme von Urin, Branntwein und Hirschhorn bereitet werden.

... spitzt sich zu ...

Wie eingangs mit dem Zitat aus Dittersdorffs Oper schon angedeutet, ging es bei der Kontroverse zwischen Hauptmann und Detharding jedoch nicht lediglich um eine relativ einfach erscheinende Zubereitungsvorschrift. Vielmehr wird auch hier jener Konflikt zwischen althergebrachter und neuer

Medizin sichtbar, der das naturkundliche Denken der frühen Neuzeit entscheidend prägte.

So verweist Hauptmann, um seine Ansichten zu untermauern, beispielsweise auf Paracelsus selbst, aber auch auf Paracelsisten wie Oswald Croll (um 1560 – vor 21.12.1608) oder den/die Verfasser des Basilius-Valentinus-Corpus (Pseudonym, 16./17. Jh.). Wenn er darüber hinaus von „Sulphur“, „Mercur“ und „Sal“ als konstitutiven Grundbausteinen spricht,⁴³ greift er auf Hohenheims Lehre von den „tria prima“ zurück, jener um das „Sal“ erweiterten Modifikation der „seit den ältesten Arabern geltenden Theorie, wonach die Metalle aus Schwefel und Quecksilber zusammengesetzt sind“.⁴⁴ Durch sein Bekenntnis zu dieser Drei-Prinzipien-Lehre offenbart er sich eindeutig als Anhänger des Paracelsismus.

Während sich Hauptmann vornehmlich auf die Vertreter der „Nova Medicina“ beruft, verweist Detharding insbesondere auf Daniel Sennert (1572–1637) und Angelus Sala. In ihren Werken – genannt seien hier nur Sennerts „De Chymicorum cum

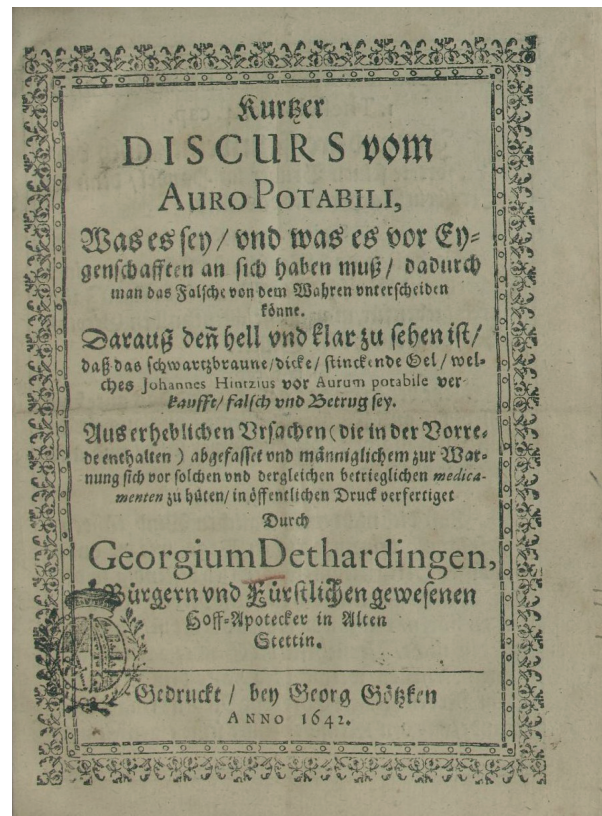


Abb. 2: Titelblatt zu Dethardings „Kurtzer Discurs vom Auro Potabili“ (Stettin 1642).

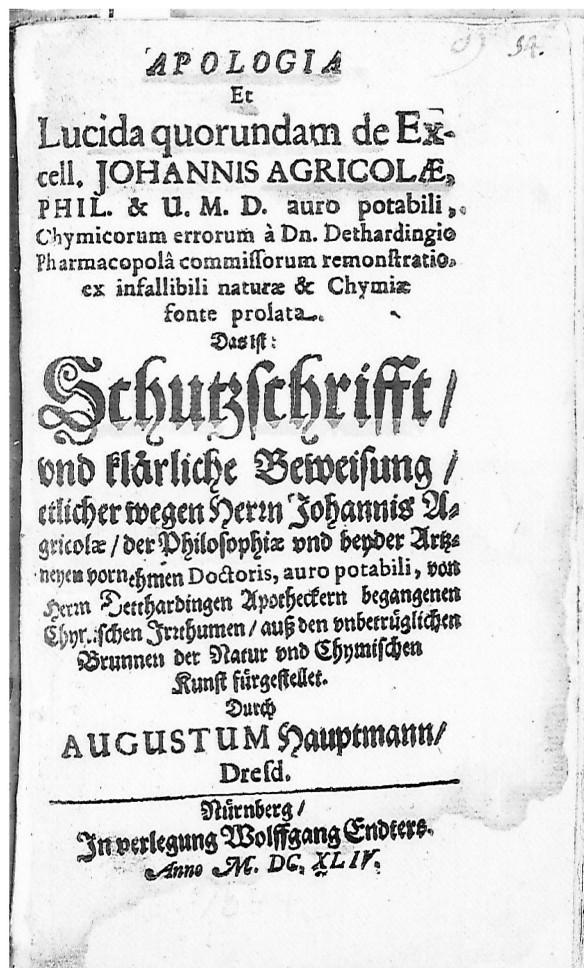


Abb. 3: Titelblatt zu Hauptmanns „Schutzschrift“ gegen Dethardings Chymischen Irrtum (Nürnberg 1644).

Aristotelicis et Galenicis Consensu ac Dissensu Liber Primus“ sowie Salas „Tractatus Duo: De Variis tum Chymicorum, tum Galenistarum Erroribus“ – befassen sich beide kritisch mit der *Querelle des Anciens et des Modernes*, dem Streit also zwischen den Anhängern der althergebrachten und der neuen Medizin. Dabei weisen sie auf die „experientia“ als Erkenntnisgrundlage hin,⁴⁵ auf die sich Detharding im Rahmen seiner Fehde mit Hauptmann gleichermaßen immer wieder bezieht.⁴⁶ Überdies sucht auch der Stettiner Apotheker wie Sala und Sennert einen Mittelweg zwischen konventioneller und als novatorisch angesehener Medizin, wenn er vorgibt, sowohl galenische als auch chemiatrische⁴⁷ Arzneien zu schätzen.⁴⁸ Während aber Sennert immerhin würdigt, dass Paracelsus Althergebrachtes in Frage gestellt hat,⁴⁹ lehnt Detharding Hohenheim und dessen Lehre mit aller Entschiedenheit ab:

Haltung eben, die Paracelsus mit einem Zuviel an unreflektiertem praktischen Tun, einem wahllosen Zusammenmischen verschiedener ‚Simplicia‘ etwa ohne das seinen medizinischen Vorstellungen entsprechende Hintergrundverständnis begründet.⁵⁴ Allzu folgerichtig ist es nun, dass Detharding als Apotheker sich durch solche Ansichten angegriffen sieht und demzufolge lediglich Missbilligendes über Hohenheim zu äußern weiß. Zumal in dessen Werk – so Detharding – eben jener von ihm für den Erkenntnisgewinn unabdingbaren „experientia“ nur eine untergeordnete Bedeutung zukommt, Paracelsus vielmehr „alles dergestalt verdunkelt und vernebelkappt, daß auch keiner von seinen Nachfolgern, ihn recht verstehen, vielweniger, aus welcher grund-Sprachen solche Wörter genommen, bißher mit Wahrheit aussagen noch beweisen mögen“.⁵⁵ Den sich immer wieder auf Hohenheim berufenden Hauptmann kann

Nicht nur bezeichnet er Paracelsus – wie damals nicht unüblich – enthistorisierend⁵⁰ als „Goldmacher“.⁵¹ Auch sieht der Stettiner Apotheker in Hohenheim den „Autor und Urheber“ einer „unbilligen Reformation [...] unter dem Schein der wahren Chymiz“.⁵² Einer Reformation, deren Anhänger „dern Galenicorum Medicamenta, sambt deroselben bereitungen herunter zu stürzen, ia wol gar die Medicos und Apotheker mit ihren Büchsen und Geschier, wan sie nur könnten, in den Koht zu werffen gedencken!“⁵³ Hohenheims ablehnende Haltung gegenüber der Apothekenarznei und den Apothekern als „Suppenwüst und Sudelköchen“ scheint Detharding also bekannt gewesen zu sein. Jene

Detharding nun ebenfalls als „Goldmacher“,⁵⁶ mehr noch: als „aufgeblasenen Gold-Fischer“⁵⁷ bezeichnen und darüber hinaus dessen Glaubwürdigkeit in Zweifel ziehen. Nicht nur läuft seiner Vorstellung von seriöser Naturkunde das Hauptmannsche „duo cum faciunt idem, non statim sit idem“⁵⁸ („Wenn zwei denken, dasselbe zu tun, bedeutet dies noch lange nicht, dass es auch dasselbe ist“) zuwider, sondern Detharding bemängelt auch an Hauptmann, dass sich dieser „in dieser Controversia nur auff blosse Autoritates und verdunkelte, vernebelkappte Rationes vertröstet [...], die Experientz aber [...] bey Seit setzt, solche verlachtet und fast gar verwerffet“.⁵⁹ Seine oben zitierte Kritik an Paracelsus hatte Detharding in ähnliche Worte gekleidet.

Es sei nun dahingestellt, ob Hauptmann sich vom Werk Hohenheims hat inspirieren lassen, wenn er als angehender Arzt den Berufsstand seines Widersachers als Basis für Verunglimpfungen und abfällige Bemerkungen nutzt. Die Apotheker zumindest genießen in seinen Augen – den Ansichten Hohenheims ganz ähnlich – kein hohes Ansehen. So wirft er Detharding als deren Stellvertreter nicht nur Wucher vor, wenn er behauptet, es sei „nicht newes, daß [...] eine vnd die andere materia, da ihm das Pfund etwan auf 3. 4. oder 5. Thaler ankommet, in der Officin vff 12. 16. vnd 20. Thaler außgebracht wird, geschweige was in pretiosis zu geschehen pfleget, vnd ist offtmals doch wol die Wahre darnach, daß sie besser döchte“.⁶⁰

Auch die Tatsache, dass man im 17. Jahrhundert noch kaum Apotheker an den Universitäten sah,⁶¹ sie somit eben kein theoretisch fundiertes Verständnis ihrer vor allem praktischen Tätigkeiten besaßen wie die Ärzte, nutzt der als Langzeitstudent anscheinend von seinem eigenen Wissen durchaus überzeugte Hauptmann dazu, den Beruf des Apothekers – durchaus im Einklang mit den Medizinalordnungen – auf einen „jure et ordine [...] minister, famulus und Servus Medicorum“⁶² zu reduzieren. Seine Antwort auf die Frage, „ob und wann der Apotheker berechtigt sei, bei den ‚Simplicia‘ und ‚Composita‘ zu substituieren“,⁶³ die „quid pro quo“-Frage also, ist somit eindeutig: Nach den Ärzten sollen die Apotheker „in compositione medicamentorum

rum sich einzig richten“. Von diesen erhielten sie nämlich alle notwendigen Vorschriften darüber, wie eine Arznei anzufertigen sei, und sollten deswegen ohne deren Willen auch nicht das Geringste an diesen Vorschriften ändern.⁶⁴ Der Protest Dethardings gegenüber solchen Aussagen blieb nicht aus. Er kann es keineswegs gelten lassen, dass ihn der „Mährlein schreiber“⁶⁵ Hauptmann zum „Schuebutzer“⁶⁶ degradiert, zumal dieser selber nichts Besseres zu tun habe, als „seine faule Bruntzwaren denn Leuten [...] an[zu]schmieren“.⁶⁷ Als Apotheker gesteht er sich und seinen Zunftgenossen verständlicherweise ein aus einer guten Ausbildung und aus der Erfahrung resultierendes Urteilsvermögen zu, das auch eine gewisse Souveränität gegenüber den Ärzten zulässt. So erachtet er es als unbedingt notwendig, „wenn von einem Medico, einem Apotheker eine compositio, oder Chymischer proceß, dessen praeparation wider alle Vernunft, und Artis principia [...] streitet, zu machen und zu verfertigen wil angemuhet werden, daß der Apotheker alsdann auch ein Wort zu reden, und seine meynung davon zuentdecken, gute macht habe“.⁶⁸ Zu lesen ist dies auch als Verteidigung des Apothekerberufes, dem Hauptmann seine Existenzberechtigung mit Verweis auf die Großen der Medizin absprechen will, wenn er schreibt: „Hippocrates, Galenus, Avicenna vnd alle andere vornehme Griechische Medici, haben keine Apotheker gehabt, ihre Medicamenta selbstn praepariret vnd feliciter curiret“.⁶⁹ Schwere Geschütze werden jedoch nicht nur in Hauptmanns abfälligen Kommentaren über den Beruf seines Gegners aufgefahren. Vielmehr erweisen sich beide, Hauptmann wie auch Detharding, einander ebenbürtig, wenn sie sich mit bösartigsten Injurien und Kalumnien diffamieren, schmähen und verteufeln. Nicht zuletzt führt dies dazu, dass sich ihr Konflikt mit der Zeit verselbständigt und zunehmend in Form der *argumentatio ad hominem* geführt wird.

... und eskaliert

So hat es mit einer sachlichen Argumentation nur mehr wenig zu tun, wenn sich Hauptmann und Dethar-

ding etwa als „Wendeheuck, vertumnum und Wetterhahn“⁷⁰, als „Cacodaemon“⁷¹ oder auch als „Neid-Hamel“⁷² beschimpfen. Ebenso wenig trägt Detharding zum arzneikundlichen Diskurs mit der Unterstellung bei, dass Hauptmann, „alß er oder sein mithelffer, dieses geschrieben, die Nase mit Torgawschen Bier Reichlich begossen, oder sonst die Balcken im Kopff nicht beysammen gehabt haben“ müsse.⁷³ Bei aller Häme, die in ihren Kalumnien mitschwingt, geben beide einen sprachlich bestechenden Erfindungsreichtum zu erkennen, wenn es darum geht, den anderen möglichst spitzzüngig zu beleidigen. Dabei bedienen sie sich gerne ausgefallener, bisweilen gar abstruser Wortspiele: Hauptmann etwa behauptet, es sei reine Selbstüberschätzung, die „dem harten Dinge, Dethardingen, in seinem harten Kopffe und Kropffe“ stecke.⁷⁴ Und Detharding lässt, indem er „m“ und „n“ vertauscht, das „m“ anschließend durch ein „r“ ersetzt, aus dem – wie er ihn sarkastisch betitelt – „Chymischen Häuptman“ schnell einen „Chymischen Häuptnar“ werden.⁷⁵ Ähnlich kreativ zeigt sich Hauptmann wiederum, wenn er seine Schmähungen in die Sprache der Alchemie integriert und er Detharding seine „schändliche, grobe, unflätige und ungehöfelte Schnitzer, Späne, Verlästerung und Schmähung, [...] in [seinen] Bart, Maul und Busen [...] geworffen und geschoben haben [will], als in seinen allerersten und rechten Vrsprung, daraus sie geqvollen, darinnen sie am besten wieder auffgehoben, die mögen sich im selben digerirn, fermentirn, putresciren, in ihr erstes Chaos und eigenen Grund eingehen, biß etwas bessers aus ihnen gebohren werde“.⁷⁶

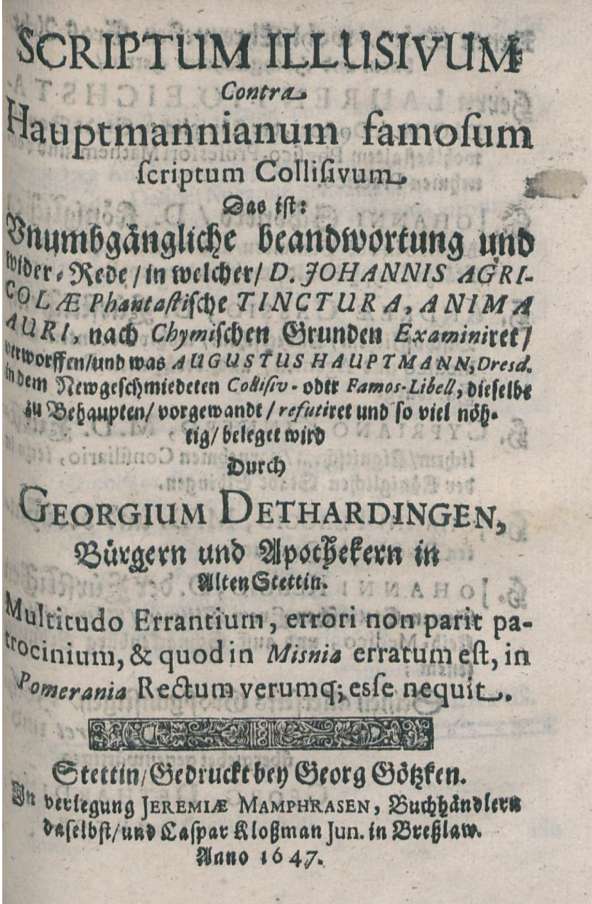


Abb. 4: Titelblatt zu Dethardings „Scriptum Illusivum“ (Stettin 1647).

Gespart wird auch nicht an Obszönitäten: Hatten Agriola und Hauptmann beispielsweise dem Urin hohe Tugenden zugesprochen, so veranlasst dies Detharding zu dem Kommentar, beide würden bestimmt „noch endlich den Pißpot auff eine Seule sätzen [...] und [...] wie die Kinder von Israel, umb das Kalb herum tanzten!“⁷⁷ Und schließlich machen beide Seiten auch keinen Halt vor ungebührlich taktlosen Beschimpfungen. So äußert sich Detharding despektierlich darüber, dass Hauptmann trotz seines Alters noch immer nicht verheiratet sei.⁷⁸ Dieser spottet im Gegenzug, dass Detharding, der anscheinend zwölf statt zehn Finger hatte,⁷⁹ wohl denken müsse, „weil er mit überflüssigen Gliedmassen begabet worden, daß er auch mit überflüssiger Weisheit versehen sey“.⁸⁰ Vorwiegend verengt auf solche Schmähungen geriet die Kontroverse mit der Zeit immer mehr in eine Sackgasse. Detharding sah nur eine einzige Möglichkeit, den Konflikt

endgültig und ohne alle Spekulation beizulegen. Mit einem in aller Öffentlichkeit durchgeführten Experiment solle Hauptmann beweisen, dass sich nach den Vorschriften Agri-
colas die begehrte Panazee herstellen lasse.⁸¹

Diesem Aufruf kam Hauptmann allerdings nicht nach. Während Dittersdorffs Oper „Doktor und Apotheker“ in einem allgemeinen „Viktoria! Viktoria!“ ausklingt, sich auch der Gale-
nist, Doktor Krautmann, und der Pa-
racelsist, Apotheker Stössel, mitein-
ander versöhnen und der Hochzeit
ihrer beiden Kinder zustimmen,
bleibt Hauptmann und Detharding
eine Beilegung ihrer Kontroverse
verwehrt. Ohne dass eine Einigung
zwischen ihnen erzielt worden wäre,
enden ihre Streitigkeiten um Agrico-
las „Aurum potabile“ im Jahre 1650
mit dem Tod des Stettiner Apothe-
kers.⁸²

Anmerkungen

- ¹ Stephanie d. J., Johann Gottlieb: Doktor und Apotheker. Komisches Singspiel in 2 Aufzügen. Text zu den Gesangstücken. München 1868, S. 12.
- ² Zedler, Johann Heinrich (Bearb.): Grosses vollständiges Universalexicon aller Wissenschaften und Künste. 64 Bde. und Supplement. Leipzig u. Halle 1732–1754 (Reprint Graz 1961–1982), hier: Bd. 12 (1735), Sp. 838–839.
- ³ Ein „Curriculum Vitae“ Hauptmanns findet sich in der Leichenpredigt von Christian Lucius. Vgl. Lucius, Christian: Christi Jesu gnädige Antwort auf eines Gläubigen demüthiges Bitt-Wort, bey Christlicher[...] Beerdigung Des weiland [...] Hochgelahrten Herrn Augusti Hauptmanns. Dresden 1675, S. 51–64.
- ⁴ Vgl. Weissenborn, Bernhard (Bearb.): Album Academiae Vitebergensis. Jüngere Reihe. Teile 1 (1602–1660). Textband. Magdeburg 1934 (Geschichtsquellen der Provinz Sachsen und des Freistaates Anhalt. Neue Reihe. Bd. 14), S. 300.
- ⁵ Vgl. Erler, Georg (Hrsg.): Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig 1559–1809. Als Personen- und Ortsregister bearbeitet und durch Nachträge aus den Promotionslisten ergänzt. Bd. 2: Die Immatrikulationen vom Wintersemester 1634 bis zum Sommersemester 1709. Leipzig 1909, S. 164.
- ⁶ Vgl. Lucius (1675) [wie Anm. 3], S. 54.
- ⁷ Vgl. Erler (1909) [wie Anm. 5], S. 164.
- ⁸ Vgl. Brysch, Michael Ulrich: August Hauptmann (1607–1674) – Zu Leben, Werk und Wirkung eines Dresdner Arz-
talchemikers. Freiburg: Centaurus-Verlag 2012 (Neuere Medizin- und Wissen-
schaftsgeschichte. Bd. 30), S. 19–24 u. 398–423.
- ⁹ Der Begriff „Schösser“ bezeichnet einen „Rentmeister“ bzw. „Steuer-Einnehmer“.

- Vgl. Zedler (1743), Bd. 35 [wie Anm. 2], Sp. 904.
- ¹⁰ Vgl. hierzu etwa das an Johann Georg II. gerichtete Vorwort zu Hauptmann, Au-
gust: Vhralter Wolckensteinischer Warmer Badt- und Wasser-Schatz. Leipzig 1657; weiterhin Brysch (2012) [wie Anm. 8], S. 16–19.
- ¹¹ Vgl. Lucius (1675) [wie Anm. 3], S. 56–57.
- ¹² Vgl. l. c., S. 59–61.
- ¹³ Hauptmann, August: Insignes aliquot VITICULTURAE ERRORIS. Nürnberg 1642; weiterhin Brysch (2012) [wie Anm. 8], S. 43–70.
- ¹⁴ Zu den fünf von Hauptmann verfassten Badeschriften vgl. Brysch (2012) [wie Anm. 8], S. 107–142.
- ¹⁵ Hauptmann, August: Neues Chymisches Kunst PROJECT und sehr wichtiges BergkBedencken. Leipzig 1658; weiterhin Brysch (2012) [wie Anm. 8], S. 143–165.
- ¹⁶ Vgl. hierzu Brysch (2012) [wie Anm. 8], S. 173–250.
- ¹⁷ Ausführliches zu Hauptmanns Lebenslauf findet der Leser bei Brysch (2012) [wie Anm. 8], S. 7–29.
- ¹⁸ Im Jahre 1650 erklärt Detharding, „vor etwa vier-und zwanzig Jahren“ bei „The-
odorus Bapst, Sehliger, Apotheker zu Leipzig“ in der Lehre gewesen zu sein. Vgl. Detharding, Georg: Auri Invicti In-
victa Veritas. Stettin 1650, S. 62.
- ¹⁹ So schreibt Detharding, dass er „Anno 1627. und 1628. [...] zu Leipzig bey dem woll-Ehrenvesten, Vorachtbaren und Kunstlaug-geübten H. Martino Schörckehln, dem Eltern, vornehmen Apothekern daselbst, die labores Chymi-
cos abwartete.“ Vgl. Detharding, Georg: SCRIPTUM ILLUSIVUM Contra Hauptmannianum famosum scriptum Collisi-
vum. Stettin 1647, S. 131.
- ²⁰ Vgl. etwa Thiede, Fr.: Chronik der Stadt Stettin. Stettin 1849, insbes. S. 687–693.
- ²¹ Vgl. Lüdtk, Carl: Georg Detharding. In: Hein, Wolfgang-Hagen u. Holm Dietmar Schwarz (Hrsg.): Deutsche Apothe-
ker-Biographie. Ergänzungsband. Stutt-
gart 1986 (= Veröffentlichungen der Inter-
nationalen Gesellschaft für Geschichte der
Pharmazie e.V., Neue Folge. Bd. 55),
S. 77–78.
- ²² Principe, Lawrence M.: Aurum potabile. In: Priesner, Claus u. Karin Figala (Hrsg.): Alchemie: Lexikon einer hermetischen
Wissenschaft. München 1998, S. 66.
- ²³ Agricola, Johannes: Erster Theil Joannis Agricola [...] Commentariorum, Notarum, Observationum & Animadversionum in JOHANNIS POPPII Chymische Medicin. Leipzig 1638, S. 31.
- ²⁴ Vgl. Zedler (1733) [wie Anm. 2], Bd. 5, Sp. 174.
- ²⁵ Vgl. hierzu l. c. (1739), Bd. 20, Sp. 833–844.
- ²⁶ Vgl. Agricola (1638) [wie Anm. 23], S. 27–31.
- ²⁷ Vgl. Pagel, Walter: Paracelsus. An Intro-
duction to Philosophical Medicine in the
Era of the Renaissance. Basel [u. a.] 1982,
S. 194.
- ²⁸ Principe, Lawrence M.: Gold. In: Pries-
ner/Figala (1998) [wie Anm. 22], S.
157–160.
- ²⁹ Detharding, Georg: Kurtzer DISCURS
vom AURO POTABILI. Stettin 1642,
A4v.
- ³⁰ So kann der Terminus „Mercurius“ nicht
etwa nur für das gewöhnliche Quecksilber
stehen, sondern – neben der „Materia
transmutanda“ – auch beispielsweise für
den „Stein der Weisen“ oder die „Materia
prima“. Vgl. hierzu Telle, Joachim: Der
„Sermo Philosophicus“. Eine deutsche
Lehrdichtung des 16. Jahrhunderts über
den Mercurius Philosophorum. In: Fried-
rich, Christoph, Sabine Bernschneider-
Reif u. Daniela Schierhorn (Hrsg.): Rosa-
rium litterarum. Beiträge zur Pharmazie-
und Wissenschaftsgeschichte. Festschrift
für Peter Dilg zum 65. Geburtstag. Esch-
born 2003, S. 285–309, hier S. 286.
- ³¹ Detharding (1647) [wie Anm. 19], S. 12.
- ³² Detharding (1642) [wie Anm. 29], C1r.
- ³³ L. c., B2r.
- ³⁴ So Jüttner, Guido: Alchemie I. In: An-
germann, Norbert et al. (Hrsg.): Lexikon
des Mittelalters. Bd. 1. München 1980,
Sp. 329, über Sinn und Zweck des alche-
mischen Arbeitsprozesses.
- ³⁵ Hauptmann, August: SCRIPTUM SERI-
UM, CONTRA Scandalosum, & nefarium
scriptum Illusivum, vel qvasi, Dethardin-
gianum. Leipzig 1649, S. 25–26.
- ³⁶ L. c., S. 24.
- ³⁷ Hauptmann, August: APOLOGIA Et
Lucida quorundam de Excell[entis] JO-
HANNIS AGRICOLAE [...] auro potabili.
Nürnberg 1644, S. 37. – Zum Verhältnis
von Natur und Alchemie vgl. etwa auch
Kühlmann, Wilhelm u. Joachim Telle
(Hrsg.): Der Frühparacelsismus. Erster
Teil. (Corpus Paracelsisticum. Bd. 1.
Dokumente frühneuzeitlicher Naturphi-
losophie in Deutschland.) Tübingen 2001
(Frühe Neuzeit. Bd. 59), S. 53 u. 331.
- ³⁸ Detharding (1647) [wie Anm. 19], S. 31.
- ³⁹ Hauptmann (1644) [wie Anm. 37], S. 78.
- ⁴⁰ L. c., S. 33–34.
- ⁴¹ L. c., S. 61.
- ⁴² Hauptmann, August: SCRIPTUM COL-
LISIVUM Contra Dethardingianum famo-
sum Scriptum Elisivum. Leipzig 1646,
S. 55.
- ⁴³ So etwa l. c., S. 180.
- ⁴⁴ Ganzenmüller, Wilhelm: Paracelsus und
die Alchemie des Mittelalters. In: Ange-
wandte Chemie 54 (1941), S. 427–431,
hier S. 429.
- ⁴⁵ Vgl. hierzu Eckart, Wolfgang U.: Antipa-
racelsismus, okkulte Qualitäten und me-
dizinisch-wissenschaftliches Erkennen im
Werk Daniel Sennerts (1572–1637). In:
Buck, August (Hrsg.): Die okkulten Wis-
senschaften in der Renaissance. Wiesba-
den 1992 (Wolfenbütteler Abhandlungen
zur Renaissanceforschung. Bd. 12), S.
139–157, hier S. 153–157; Gantenbein,
Urs Leo: Der Chemiater Angelus Sala
1576–1637. Ein Arzt in Selbstzeugnissen
und Krankengeschichte. Dietikon 1992
(Zürcher medizinisch-geschichtliche Abhand-
lungen. Bd. 245), S. 58. Zusammenfas-
sende Überblicke zu Leben und Wirken

Sennerts bzw. Salas finden sich bei Friedrich, Christoph u. Wolf-Dieter Müller-Jahncke: Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Eschborn 2005 (Geschichte der Pharmazie/R. Schmitz 2), S. 322–325 und 330–331.

⁴⁶ Vgl. etwa Detharding (1647) [wie Anm. 19], S. 13.

⁴⁷ Vergessen werden darf darüber nicht, dass chemiatrische Arzneien auch schon vor Paracelsus zubereitet wurden. Vgl. hierzu Telle, Joachim: Paracelsus als Alchemiker. In: Dopsch, Heinz u. Peter F. Kramml: Paracelsus in Salzburg. Salzburg 1994 (Vorträge bei den Internationalen Kongresse in Salzburg und Badgastein anlässlich des Paracelsus Jahres 1993), S. 157–172, hier S. 158.

⁴⁸ So etwa wären in seinen Augen etwa „[v]mbsonst [...] so unterschiedene, beydes Galenischer als auch Chymischer Medicamentorum, tam simplicium quam compositorum formulae, von so hochgelehrten Männern nacheinander erfunden und publicirt“ worden. Vgl. Detharding (1650) [wie Anm. 18], S. 61 II [fehlerhaft-doppelte Paginierung ab S. 49].

⁴⁹ Ausführlich mit Sennerts Position im Rahmen des Widerstreits zwischen Althergebrachtem und Neuem beschäftigt sich Eckart, Wolfgang U.: Grundlagen des Medizinisch-Wissenschaftlichen Erkennens bei Daniel Sennert (1572–1637) untersucht an seiner Schrift: „De Chymicorum liber ...“, Wittenberg 1629. Diss. med. Universität Münster 1678.

⁵⁰ Vgl. hierzu Telle (1994) [wie Anm. 47].

⁵¹ Detharding (1647) [wie Anm. 19], S. 69.

⁵² Immerhin, und dies muss man Detharding zu Gute halten, weiß er – und merkt dies auch an –, dass es schon vor Hohenheim einige gegeben habe, „die da unter dem Schein der wahren Chymiae, viel Dinges, gantz unnötiger weise, zu reformiren angefangen.“ Vgl. Detharding, Georg: CHYMIScher PROBIER-OFEN. Stettin 1648, a4v.

⁵³ L. c..

⁵⁴ Vgl. hierzu Schneider, Wolfgang: Paracelsus und die Apotheker. In: Derselbe: Mein Umgang mit Paracelsus und Paracelsisten. Beiträge zur Paracelsus-Forschung, besonders auf arzneimittelgeschichtlichem Gebiet. Frankfurt a.M. 1982, S. 41–48.

⁵⁵ Detharding (1648) [wie Anm. 52], b1v.

⁵⁶ Detharding (1647) [wie Anm. 19], S. 91.

⁵⁷ L. c., S. 85.

⁵⁸ L. c., S. 91.

⁵⁹ L. c., S. 48. – Hier also zeigt schon die Wortwahl, dass Detharding seinen Widersacher hier in der Nachfolge Hohenheims sieht.

⁶⁰ Hauptmann (1644) [wie Anm. 37], S. 94.

⁶¹ Vgl. hierzu Friedrich/Müller-Jahncke (2005) [wie Anm. 45], S. 249–252.

⁶² Hauptmann (1649) [wie Anm. 35], S. 43.

⁶³ Friedrich/Müller-Jahncke (2005) [wie Anm. 45], S. 219.

⁶⁴ Vgl. Hauptmann (1649) [wie Anm. 35], S. 43–44.

⁶⁵ Detharding (1650) [wie Anm. 18], S. 49 II.

⁶⁶ L. c., S. 64.

⁶⁷ L. c., S. 65.

⁶⁸ L. c., S. 64.

⁶⁹ Hauptmann (1644) [wie Anm. 37], S. 14–15.

⁷⁰ Detharding (1647) [wie Anm. 19], S. 99.

⁷¹ Hauptmann (1646) [wie Anm. 42], S. 134.

⁷² Detharding (1647) [wie Anm. 19], S. 68.

⁷³ L. c., S. 102.

⁷⁴ Hauptmann (1646) [wie Anm. 42], S. 142.

⁷⁵ Detharding, Georg: SCRIPTUM ELISIVUM. Stettin 1645, F3v.

⁷⁶ Hauptmann (1649) [wie Anm. 35], S. 12.

⁷⁷ Detharding, Georg: Nohtwendige Antwort und gegen-Bericht, auff die [...] Lügen-Schrift, mit welcher D[octo]r Johannes Agricola [...] ihn, [...] belegt hat. Stettin [ca. 1648], S. 17.

⁷⁸ L. c..

⁷⁹ Vgl. dazu Hauptmann (1649) [wie Anm. 35], S. 79.

⁸⁰ Hauptmann (1649) [wie Anm. 35], S. 45.

⁸¹ Detharding (1650) [wie Anm. 18], B1r.

⁸² Zum Weiterlesen sei verwiesen auf Brysch [wie Anm. 8], S. 71–106 u. 425–428.

Abbildungsnachweise:

Abb. 1: Konterfei von Johannes Agricola, entnommen aus dem ersten Band der „Kommentare zu Poppes Chymischer Medizin“ (Leipzig 1638). Vorlage/Reproduktion: SLUB Dresden/Dresdner Digitalisierungszentrum (DDZ). Signatur: Chem.210-1.

Abb. 2: Titelblatt zu Dethardings „Kurtzer Discurs vom Auro Potabili“ (Stettin 1642). Vorlage/Reproduktion: SLUB Dresden/Dresdner Digitalisierungszentrum (DDZ). Signatur: Pharm.spec.51.

Abb. 3: Titelblatt zu Hauptmanns „Schutzschrift gegen Dethardings Chymischen Irrtum“ (Nürnberg 1644). Vorlage/Reproduktion: BLB Karlsruhe. Signatur: 87 B 76422.

Abb. 4: Titelblatt zu Dethardings „Scriptum Illusivum“ (Stettin 1647). Vorlage/Reproduktion: SLUB Dresden/Dresdner Digitalisierungszentrum (DDZ). Signatur: Chem.117,misc.2.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Michael Ulrich Brysch
Mittermaierstr. 13
69115 Heidelberg
E-Mail: michael.brysch@gmx.net

Deutsches Apotheken-Museum im Heidelberger Schloss

Schlosshof 1 · 69117 Heidelberg
Tel.: 0 62 21/2 58 80 · Fax: 0 62 21/18 17 62

Öffnungszeiten: Tägl. 10.00–17.30 Uhr. Letzter Einlass um 17.10 Uhr.

Eintrittspreis: Regulär: € 5,00. Ermäßigt: € 3,00 (Schwerbehinderte, Schüler, Studenten, Azubis)
Der Eintritt berechtigt zum Besuch des Deutschen Apotheken-Museums, des Schlossinnenhofes und des Großen Fasses

Führungen: Nach telefonischer Voranmeldung.
Die maximale Gruppengröße beträgt 35 Personen. Gerne bieten wir für größere Gruppen zwei zeitgleiche Führungen an!

„Ich glaube, im Vertrauen gesagt, nicht an buchhändlerischen Erfolg der Sache“¹

100 JAHRE ‚REAL-ENCYCLOPÄDIE DER GESAMMTEN PHARMACIE‘

→ Ende des 19. Jahrhunderts begründeten der Mediziner und Pharmakognost Joseph Moeller (1848–1924) und der Apotheker Ewald

Von Karl Conrath, Saarbrücken,
und Christoph Friedrich, Marburg

Albert Geissler (1848–1898) gemeinsam mit einem fast hundertköpfigen Autorenstab die zehnbändige ‚Real-

Encyclopädie der gesamten Pharmacie‘, die Maßstäbe setzte. Erstmals präsentierte ein pharmazeutisches Fachlexikon die Pharmazie als emanzipierte, fachlich vielseitig vernetzte, transdisziplinär arbeitende Wissenschaft. Ein hinsichtlich Form und Gehalt vergleichbares Werk hat es bis heute nicht mehr gegeben. Die Studie stellt die Herausgeberpersönlichkeiten vor und beleuchtet Entstehungsgeschichte und Rezeption des Werkes. Ein Briefwechsel zwischen Geissler und einem seiner Autoren, dem Braunschweiger Pharmazeutischen Chemiker Heinrich Beckurts (1855–1929), erlaubt dabei Einblicke in die ‚Werkstatt‘ der pharmazeutischen Lexikographie des 19. Jahrhunderts.

Lexika und Wörterbücher haben einen traditionell schweren Stand im Vergleich zu anderen fachliterarischen Werken wie Handbüchern, Lehrbüchern oder Periodika. Der Philosoph und Pädagoge Georg Picht (1913–1982) etwa sah in der alphabetischen Präsentation der Wissensinhalte, die ursprünglich aus dem zunehmend pragmatischen Denken des 18. Jahrhunderts hervorgegangen war, gar das „primitivste Ordnungsschema“, das zu einer „mörderischen Deformation des Wissens“ führe². Auch die Autoren von Lexika haben seit alters her mit massiven Reputationsproblemen zu kämpfen: So verwundert es nicht, dass beispielsweise Arthur Schopenhauer (1788–1860) sich entschieden dagegen verwahrte, von seinem Verleger Brockhaus mit „Konversationslexikons-Autoren und ähnliche[n] schlechte[n] Skribler[n]“ verglichen zu werden³. Im Folgenden soll das Augenmerk auf eben solche Persönlichkeiten gerichtet werden, die – aller Skepsis gegenüber diesem literarischen Genre zum Trotz –

(fach-)lexikographische Druckwerke schufen und damit sogar, wie im Falle von Geissler und Moeller, ihrer Disziplin und deren Verwissenschaftlichung einen unschätzbaren Dienst erwiesen.

Die Anfänge

Als frühestes gedrucktes pharmazeutisches Lexikon gilt Jacobus de Dondis' (1295–1359) ‚Aggregator medicamentorum‘ aus dem Jahre 1470, das aktuellste ist Carl Hunnius' ‚Pharmazeutisches Wörterbuch‘ in der 10. Auflage von 2010. Dazwischen liegen rund fünf Jahrhunderte und nahezu 200 Werke allein aus dem deutschsprachigen Kulturkreis beziehungsweise – bei mehrsprachigen Lexika – Werke, die unter anderem deutschsprachige Lemmata enthalten. Darunter finden sich einfache Wortlisten (Glossare, Synonymare), etwas komplexere Stichwortlexika mit knappen Begriffsdefinitionen bis hin zu Werken enzyklo-

pädischer Ausrichtung mit ausführlicheren, teilweise essayartigen Beiträgen, die das Lexikon gelegentlich sogar in die Nähe des literarischen Genres ‚Handbuch‘ rücken. Dies gilt auch für die ‚Real-Encyclopädie der gesamten Pharmacie‘, erschienen in 10 Bänden zwischen 1886 und 1891 sowie – in zweiter Auflage – zwischen 1904 und 1912.

Nach dem grandiosen Debüt, das Urban & Schwarzenberg mit der ‚Real-Encyclopädie der gesamten Heilkunde‘ von Albert Eulenburg (1840–1917) erzielt hatte, betraute das Verlagshaus im Jahre 1883 den Wiener Mediziner Joseph Moeller mit der Konzeption eines pharmazeutischen Fachlexikons gleicher Machart, das die Pharmazie in ihrer Gesamtheit einschließlich ihrer zahlreichen Randgebiete und Hilfswissenschaften widerspiegeln sollte⁴. Seit dem Erscheinen des vierteiligen ‚Apothekerlexikon‘ von Samuel Hahnemann (1755–1843) in den 1790er-Jahren sowie von Johann Bartholomäus Trommsdorffs (1770–1837) ebenfalls mehrteiligem Nachschlagewerk ‚Die Apothekerkunst in ihrem ganzen Umfange nach alphabetischer Ordnung‘ im darauffolgenden Jahrzehnt hatte es im Bereich der Pharmazie kein umfassendes lexikalisches Nachschlagewerk mehr gegeben, und ein entsprechendes Desiderat war mit dem explosionsartigen Anwachsen naturwissenschaftlicher Kenntnisse sowie im Zuge des sich wandelnden pharmazeutischen Selbstverständnisses zunehmend manifest geworden. Andere Fächer, etwa Medizin, Chemie oder Physik, waren auch in lexikographischer Hinsicht der Pharmazie zu diesem Zeitpunkt weit voraus⁵.

Der Mediziner Joseph Moeller

Joseph Moeller⁶ traute man also diese herkulische Aufgabe zu; er war Pharmakologe und Pharmakognost, erfahrener Autor sowie Herausgeber eines Fachjournals, und bereitete sich gerade auf eine Karriere als Hochschullehrer an der Universität Innsbruck vor. Moeller war 1848 im ungarnischen Pápa geboren worden, gelangte aber bereits im Kindesalter mit seinen Eltern nach Wien. Nach dem

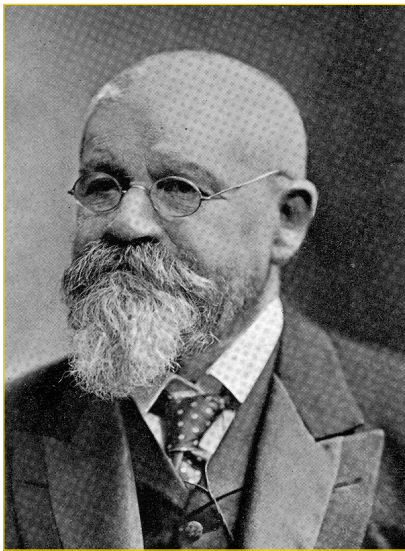


Abb. 1: Der Pharmakologe und Pharmakognost Joseph Moeller (1848–1924) (Universitätsarchiv Innsbruck)

Schulbesuch begann er an der dortigen Fakultät ein Studium der Medizin, das er 1873 mit der Promotion zum „Doctor der gesamten Heilkunde“ abschloss. Den ureigensten ärztlichen Aufgaben brachte er allerdings nur geringes Interesse entgegen, war er von seinem Naturell doch eher ein Theoretiker mit wissenschaftlichen Ambitionen. Der Wiener Hochschullehrer für Pharmakologie und Pharmakognosie August Emil Vogel (1833–1909) erkannte sein Talent und nahm ihn 1874 in seinen Arbeitskreis auf. Die dort verbrachten Jahre erwiesen sich als prägend für Moellers gesamtes späteres Berufsleben, war es Vogel doch gelungen, die Pharmakognosie aus ihrer Rolle als Teilgebiet der Angewandten Botanik herauszulösen und zu einer Grundwissenschaft der Pharmazie zu machen. Gleichwohl war es Moeller nicht vergönnt, das erworbene Wissen sogleich im Sinne einer Fortführung dieses Prozesses umzusetzen. Für den jungen Familienvater stand zunächst der Broterwerb im Vordergrund, für dessen Sicherung sich am ehesten ein unspektakulärer Verwaltungsposten anbot. So trat er 1877 die Stelle eines Adjunktes der „k. k. Forstlichen Versuchsleitung“ in Mariabrunn an, wo er vor allem mit Aufgaben forstbotanischen und waldbaulichen Inhalts betraut wurde. Obwohl sich Moeller hier nicht gerade am Ziel seiner Karriere träume sah, ließ er seine ursprünglichen Ambitionen zu keinem Zeitpunkt aus dem Blick.

Während der langen Jahre in Mariabrunn entwickelte er außerordentlich vielfältige wissenschaftliche Aktivitäten, von denen fast 50 Publikationen Zeugnis ablegen, darunter auch Standardwerke zur Holzkunde. Seine reichen Erfahrungen in diesem Bereich fanden später in vielfältiger Weise Eingang in die ‚Real-Encyclopädie‘. Eine weitere, parallel dazu ausgeübte Tätigkeit sollte sich ebenfalls als außergewöhnlich hilfreich für das spätere Lexikonprojekt erweisen: Die 1879 übernommene Schriftleitung der ‚Neuen Freien Presse‘, einer auch in Laienkreisen beliebten naturwissenschaftlichen Zeitschrift. Diese Erweiterung des Tätigkeitspektrums kam nicht nur seinen eigenen fachschriftstellerischen Neigungen entgegen; erstmals wurde er nun mit der Koordination eines Autorentabs betraut – eine Herausforderung, der er sich Jahre später in noch weitaus anspruchsvollerer Weise stellen sollte.

Moeller gab sich indes mit dem Erreichten nicht zufrieden: Neben den vielfältigen Aufgaben gelang es ihm, sich 1884 an der Universität Wien im Fach Pharmakologie zu habilitieren und von dort an seine gesamte Aufmerksamkeit auf eine Hochschullaufbahn zu lenken. Sein außerordentlicher Fleiß und sein Mut sollten schon wenig später belohnt werden. Im Oktober 1886 erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor für Pharmakologie und Pharmakognosie an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck. Auch dieser Karriereschritt erwies sich unter dem Aspekt des mittlerweile angelaufenen Lexikonprojektes als Glücksfall, da es Moeller gelang, mehrere Professorenkollegen aus der Medizinischen Fakultät als Mitarbeiter für das Monumentalwerk zu gewinnen, unter ihnen Julius Kratter (1848–1926) für den Themenbereich Hygiene, Wilhelm Franz Loebisch (1839–1912) für das Fach Angewandte Medizinische Chemie oder auch Moritz Loeuit (1851–1918) für Beiträge zur Pathologie.

Joseph Moeller war Arzt und verfügte ganz offensichtlich über ein funktionierendes Netzwerk in seiner Disziplin, das es ihm ermöglichte, die medizinischen Themenbereiche der geplanten Enzyklopädie weitestgehend abzudecken. Für die ureigensten pharmazeutischen Teildisziplinen, etwa Chemie, Analytik oder

Galenik, benötigte er jedoch dringend weitere Autoren, die über das entsprechende Fachwissen verfügten, zudem einen Mitherausgeber, der diesen Teil des Mitarbeiterstabes koordinierte. Er fand ihn in dem Apotheker und Lebensmittelchemiker Ewald Albert Geissler (1848–1898). Wie es zu der späterhin äußerst erfolgreichen Zusammenarbeit gekommen war, an deren Ende das einzigartige, in Fachkreisen hoch reputierte Standardwerk stehen sollte, ist nicht überliefert; eine Rolle dabei spielt aber möglicherweise Moellers Anfang der 1880er-Jahre beginnende Publikationstätigkeit in Geisslers ‚Pharmaceutischer Centralhalle‘. Zwischen 1882 und 1884 hatte er dort unter anderem eine 25-teilige Reihe über amerikanische Drogen veröffentlicht. Der steigende wirtschaftliche Erfolg der Zeitschrift, an der Moeller mit seiner intensiven publizistischen Präsenz nicht unbeteiligt war, ließ beide wohl weitere gemeinsame Projekte planen. Im Übrigen verband die beiden Forscherkollegen eine ganze Reihe von Gemeinsamkeiten, die sich in nahezu kongruenten Stationen ihrer beruflichen Viten widerspiegeln und eine vielversprechende Basis für das gemeinsame Vorhaben bildeten.

Der Apotheker Ewald Albert Geissler

Geissler⁷ erfüllte Moellers Vorstellungen von einem Herausgeberkollegen in nachgerade idealer Weise: Neben einer soliden akademischen Ausbildung und reicher praktischer Erfahrung auf fast allen Gebieten pharmazeutischer Tätigkeit verfügte er über fachpublizistische Routine sowie außergewöhnliche organisatorische Fähigkeiten.

Einer Familientradition folgend hatte sich der 1848 in Steinigwolmsdorf/Oberlausitz geborene Geissler 1865 für den Beginn einer pharmazeutischen Ausbildung entschieden. Nach Lehr- und Konditionszeit sowie den als Feldapotheker zugebrachten Kriegsjahren absolvierte er in Leipzig den universitären Teil seiner pharmazeutischen Ausbildung, den er 1872 mit dem Staatsexamen abschloss. Ähnlich Moeller war auch Geissler kein Mann der Praxis und suchte alsbald nach einem Ar-



Abb. 2: Ewald Albert Geissler (1848–1898)

beitsumfeld, das mehr seinen persönlichen Neigungen entsprach als die öffentliche Apotheke. Er fand dieses 1874 am Landwirtschaftlichen Institut der Universität Jena, wo er nach kurzer Zeit zum ersten Assistenten des Professors für Nahrungsmittelchemie Eduard Reichardt (1827–1891) avancierte. Reichardt widmete sich in diesen Jahren schwerpunktmäßig Hygieneuntersuchungen, so etwa Wasseranalysen, und vermittelte Geissler das nötige Rüstzeug für die anschließende Karriere als Gründer und Leiter des „Öffentlich-chemischen Laboratoriums“ in Dresden. Zu seinen Arbeitsgebieten gehörten hier neben Arzneimittelanalysen auch Untersuchungen von Lebensmitteln und Bedarfsgegenständen, für die er erstmalig entsprechende Validierungsrichtlinien erstellte und damit die Grundlage zur Sicherung einer konstanten Produktqualität schuf. Seine erfolgreiche und zudem äußerst populäre Tätigkeit, über die in der aktuellen Tagespresse lebhaft berichtet wurde, brachte ihm schon bald den Namen „Vater der Nahrungsmittelanalytik“ ein und sicherte ihm Analyseaufträge aus Europa und Übersee⁸. Geissler verfügte zu diesem Zeitpunkt bereits über eine reiche Erfahrung als Fachpublizist, was nicht zuletzt seinem Lehrer Reichardt, der als Herausgeber des ‚Archivs der Pharmazie‘ fungierte, zu verdanken war. In diesen Jahren reifte in ihm der Wunsch, ein pharmazeutisches Fachblatt eigenverantwortlich zu gestalten, so dass er nicht lange zögerte, als Hermann Hager (1816–1897)

ihm 1880 die Hauptschriftleitung der ‚Pharmaceutischen Centralhalle‘ anbot. Dieses neue berufliche Umfeld erwies sich als Segen für das spätere Buchprojekt, brachte es Geissler doch in Kontakt mit namhaften Wissenschaftlerkollegen und ermöglichte ihm, ein publizistisches Netzwerk auszubauen. Zudem erlebte die Zeitschrift unter seiner Leitung einen spektakulären wirtschaftlichen Aufschwung, der in nicht unerheblichem Maße den für den Neustart gewonnenen Autorenkollegen geschuldet war, die überwiegend zu den angesehensten Experten auf ihren Gebieten zählten, unter ihnen Eugen Dieterich (1840–1904) und Alfred Schneider (1856–1919). Auch Hermann Thoms (1859–1931) und zahlreiche weitere Persönlichkeiten unterstützten Geissler mit ihren Beiträgen bereits in der Redaktion der ‚Centralhalle‘ – und wenige Jahre später auch bei dessen enzyklopädischem Großprojekt. 1886 schließlich erfuhr Geisslers Karriere eine bemerkenswerte Wendung und zugleich einen Höhepunkt, als er zum Professor für Chemie, Physik und Warenkunde an die Königlich-tierärztliche Hochschule Dresden berufen wurde, wo er Heinrich Julius Sussdorff (1822–1890) im Amt folgte. Auch diese Zeit erwies sich im Hinblick auf den Aufbau eines Mitarbeiterstabes für sein fachliterarisches Vorhaben als überaus erfolgreich, gelang es ihm doch, mit Persönlichkeiten wie Heinrich Albert Johne (1839–1910) oder Julius Gustav Pusch (1833–1910), die alle in Diensten der Tierärztlichen Hochschule standen, wiederum ausgewiesene Experten für die Bearbeitung weiterer Fachgebiete zu gewinnen. Geisslers „Öffentlich-chemisches Laboratorium“ wurde inzwischen schon von Otto Schweissing

(1856–1920) weitergeführt, der sich ebenfalls für die Mitarbeit an der Enzyklopädie begeistern ließ. Schließlich stieß auch Geisslers ehemaliger Lehrer, Eduard Reichardt, zu dem Projekt hinzu.

Die Werkgenese

Innerhalb kürzester Zeit war es den beiden Herausgebern also gelungen, einen hochkarätigen Mitarbeiterstab von insgesamt 95 Autoren zusammenzustellen, zu denen – neben den genannten ehemaligen und aktuellen Weggefährten – Persönlichkeiten wie Heinrich Beckurts (1855–1929), Albert Hilger (1839–1905) oder Alexander Tschirch (1856–1939) zählten. Diese machten sich gleich ans Werk, so dass bereits 1886 die ersten Lieferungen an die Subskribenten verschickt werden konnten. Wie gestaltete sich nun der Alltag in der „Werkstatt“ des pharmazeutischen Lexikographen? Ein Briefwechsel zwischen Ewald Albert Geissler und dem Braunschweiger Professor der Pharmazeutischen Chemie Heinrich Beckurts erlaubt Ein-

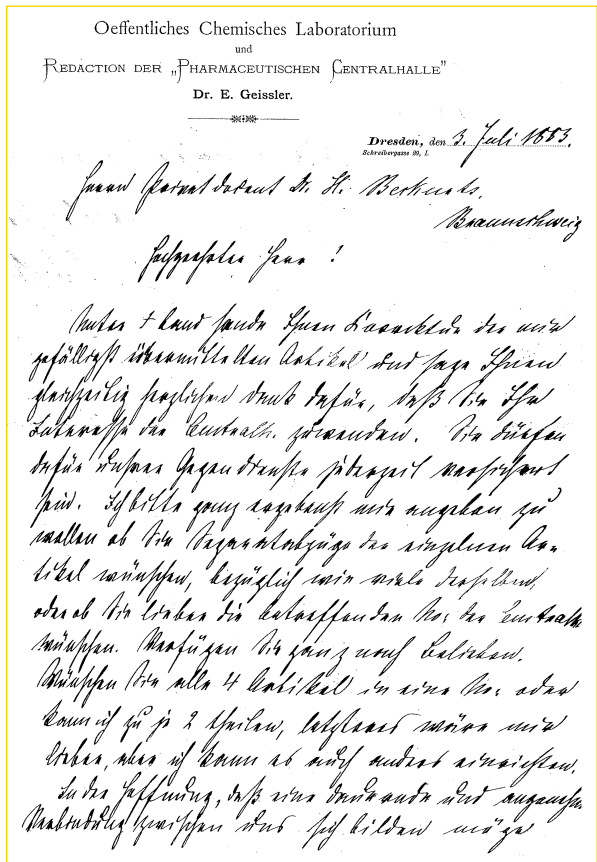


Abb. 3: Brief Geisslers an Beckurts vom 03.07.1883

blicke in die Arbeitsweise der Herausgeber. Wenngleich keine Korrespondenzen mit Urban & Schwarzenberg oder entsprechende Verlagsmanuale mehr existieren, lassen die wenigen Briefe an Beckurts den Schluss zu, dass es keine feste Disposition mit verbindlicher Zuordnung der Lemmata zu den einzelnen Autoren, geschweige denn einen stringenten Zeitplan für das Unternehmen gab. Auch war ein Herausgeberbeirat heutiger Prägung, der die mit einem 25.000 Lemmata starken Lexikon verbundene Logistik übernehmen würde, damals noch Zukunftsmusik. Geissler korrespondierte persönlich mit seinen Autoren, hatte jedoch gelegentlich allergrößte Mühe, für bestimmte „schwierige“ Lemmata einen Bearbeiter zu finden, leistete meist beharrliche Überzeugungsarbeit und musste dennoch, vor allem bei saumseligen Kandidaten, immer wieder umdisponieren oder aber hartnäckig auf die Einhaltung von Zusagen bestehen – kurz, seinen Mitarbeiterstab über all die Jahre bei Laune halten. So schrieb Geissler in einem Brief vom 20.01.1890 an Beckurts: „Sie haben sich ja ganz riesig ins Zeug gelegt [...]. Ich möchte Sie wohl mit weiteren Schlagwörtern [!] verschonen, obschon ich solche wie Thallin, Weinsäure, Wismut, Zinn, Zink, insbesondere aber Synthese, Typen, Symmetrien, Theorien, chemische gern von Ihnen bearbeitet sähe.“⁹ Beckurts muss im Hinblick auf die meisten Lemmata abgelehnt haben; ‚Strukturtheorie‘ und ‚Synthese‘ stammen zwar in der Druckfassung aus seiner Feder, die übrigen wurden indessen von dem Berliner Ordinarius Hermann Thoms übernommen. Bereits am 30.01.1890 sah sich Geissler gezwungen, erneut bei Beckurts zu antichambrieren: Er bat um die Bearbeitung weiterer Lemmata „in Bezug auf Theoretisches“, etwa Stöchiometrie, Substitution, Wertigkeit etc., und schloss mit den Worten: „In welcher Weise diese Schlagworte zu bearbeiten und welche derselben zusammenzufassen bzw. durch Hinweise zu erledigen wären, das möchte ich Ihnen überlassen. Ich bitte nur zu vergleichen, was die Encyclopädie in dieser Beziehung schon hat [...]. Nun belästige ich Sie mit weiteren Artikeln nicht.“¹⁰ Die den Autoren überlassene Gestaltungsfreiheit ihrer Beiträ-

ge ist insbesondere aus heutiger Sicht höchst bemerkenswert und lässt vermuten, dass Geissler dem Werk kein so genanntes Instruktionbuch, auch lexikographisches Manual genannt, zu Grunde gelegt hatte, das im Allgemeinen den „Fahrplan“ für ein Lexikonvorhaben genau festlegt und aus Gründen der Einheitlichkeit eines Werkes strikt zu befolgen ist; über darin üblicherweise festgelegte Details – etwa Zeilenzahlen oder inhaltliche Vorgaben – wird in keinem der erhaltenen Briefe ein Wort verloren. Beachtlicherweise blieb der Ton zwischen Herausgeber und Autoren auch in der Endphase der Zusammenarbeit respektvoll und konziliant, und wahrscheinlich ist es nicht zuletzt Geisslers diplomatischem Naturell zu verdanken, dass das Werk in knapp sechs Jahren zu einem erfolgreichen Abschluss geführt werden konnte. Das Verhältnis zu seinem Mitherausgeber Moeller wurde indes zunehmend distanzierter. Am 14.11.1890 beklagt sich Geissler bei Beckurts über seinen Kollegen: „Wollen Sie noch bakteriologische Methoden selbst anschließen? Dies ist eigentlich Moellers Sache, freilich bin ich wegen der Verzögerung nun mit ihm auseinander gekommen und weiß nicht, was er hierzu noch thun will.“¹¹ Joseph Moeller hatte sich offenbar nicht an die zeitlichen Vorgaben gehalten. Aus der fertigen Druckfassung geht hervor, dass er fortan überhaupt keine Stichworte mehr für die ‚Real-Encyclopädie‘ bearbeitete; auch schrieb er nicht mehr für Geisslers ‚Centralhalle‘ – eine seit Langem bestehende, erfolgreiche publizistische Zusammenarbeit hatte damit ein abruptes Ende gefunden.

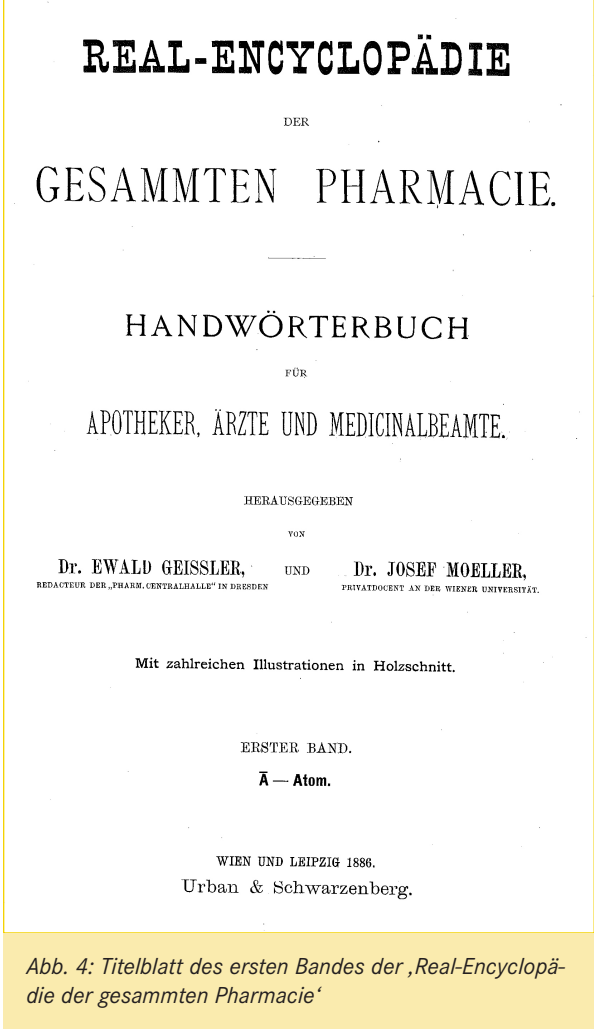


Abb. 4: Titelblatt des ersten Bandes der ‚Real-Encyclopädie der gesammten Pharmacie‘

Innerhalb des Autorenstabes rumorte es ebenfalls. Noch vor Fertigstellung der ersten Lieferung im Frühjahr 1886 brachte Gustav Vulpius (1839–1917) bei Beckurts seine Skepsis hinsichtlich des aufwändigen Buchprojektes zum Ausdruck: „Für Sie, lieber Freund, gibt es nur den einzigen Rath, weniger an die Unsterblichkeit des wissenschaftlichen Stauens und mehr an Forderungen der Endlichkeit zu denken. Die Realencyclopädie ist sicher von Uebel für Sie [...]. Auch mich hat die im December begonnene Mitarbeit wieder nervös gemacht und der arme Geissler hat gar den Schreibkrampf bekommen. Zudem will mir, unter uns gesagt, das Werk nicht recht gefallen. Offenbar hat da mancher mehr übernommen, als er vor der Wissenschaft verantworten kann.“¹² Vulpius befand sich in einem regelrechten Dilemma, da er sich bereits im November 1885, also kurz nach Beginn der Zusammenarbeit mit Geissler – nach Abgabe von lediglich zehn Artikeln –

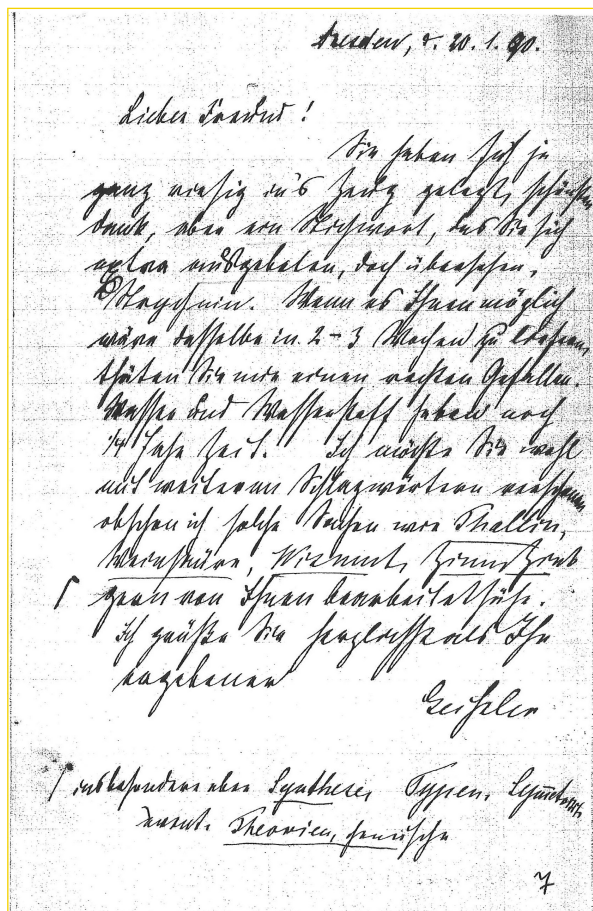


Abb. 5: Brief Geisslers an Beckurts vom 20.01.1890 mit Bitte um weitere Beiträge

von dem Projekt distanziert hatte, um „nicht an Nerven und Augen ernsten Schaden [zu] nehmen“. ¹³ Andererseits muss das in seiner Art einzigartige Lexikonvorhaben eine derartige Faszination auf die daran Beteiligten ausgeübt haben, dass die meisten von ihnen bis zum Schluss dabei blieben – auch Vulpus ließ sich ab dem zweiten Band erneut zu einer Mitarbeit begeistern.

Trotz der zahlreichen offenen Konflikte, atmosphärischen Eintrübungen sowie immer wiederkehrenden Infragestellungen lag nach rund sechs Jahren eine pharmazeutische Enzyklopädie vor, die auch disziplinübergreifende Vergleiche nicht zu scheuen brauchte. Mit zehn Bänden und über 7.500 Seiten war sie umfassender als sämtliche pharmazeutischen Lexika vor und nach ihr, zudem wissenschaftlich fundiert (häufig mit umfangreichem bibliographischen Apparat am Artikelende), hochaktuell (während ihrer Entstehungszeit konnte sie vielfach mit Fachperiodika konkurrieren), mit durchdachtem

Layout (unter Einsatz nahezu sämtlicher typographischer Möglichkeiten der Zeit) und mit höchstwertigen Illustrationen versehen (das renommierte xylographische Atelier F. X. Matolony, Wien, zeichnete hierfür verantwortlich). Das Werk präsentierte die Pharmazie erstmals als eigenständiges, selbstbewusst auftretendes Fach.

Die Rezeption

Erwartungsgemäß erlebt ein Monumentalwerk dieser Größenordnung, zudem in einer Phase des Umbruchs und der Neuorientierung, eine gewaltige Aufmerksamkeit. Während der gesamten Entstehungszeit wurde es intensiv durch die Fachmedien des In- und Aus-

landes rezipiert. Nicht alle Rezensenten erkannten die – auch symbolische – Bedeutung des Werkes für Ansehen und Entwicklung des Fachs Pharmazie, sondern ergingen sich im kleinlichen Nachspüren von Fehlern. Die Grundhaltung der meisten Besprechungen war indes von Wohlwollen und Respekt für das Großprojekt geprägt; so wies fast jeder Rezensent auf den illustren Mitarbeiterstab hin, etwa im amerikanischen „Druggists Bulletin“, wo man bewundernd anmerkte: „they represent the highest professional talent in Europe“. ¹⁴

Allgemein beeindruckte auch die Berücksichtigung nicht nur der pharmazeutischen Kerngebiete, sondern ebenso der Hilfswissenschaften und Nachbardisziplinen bei der Lemmalauswahl und die damit verbundene Gewissheit, auf nahezu alle Fragen des pharmazeutischen Arbeitsalltags eine befriedigende Antwort zu finden. Die bisher nicht da gewesene Fülle fachgebundener Informationen veranlasste den Rezensenten der

„Pharmaceutischen Centralhalle“, vom „bedeutendste[n] pharmaceutische[n] Fachwerk schlechthin“ zu sprechen. ¹⁵

Weiterhin beeindruckten die didaktisch wertvollen, professionellen Illustrationen, die – in Verbindung mit der typographischen sowie der buchbinderischen Gesamtgestaltung – den Rezensenten des „Fortschritt“ dazu veranlassten, das Werk als „wirkliche Zierde für jede Bibliothek“ zu empfehlen. ¹⁶ Das gleiche Organ bescheinigte den Autoren zudem die Beherrschung der hohen Kunst der Didaktik, nämlich „kostbare Belehrung und angenehme Unterhaltung aufs Schönste miteinander zu verbinden“. ¹⁷

Nur wenige Rezensenten traditioneller Prägung sahen sich durch die Breite des berücksichtigten Fächerspektrums und die Tiefe einzelner Abhandlungen überfordert und plädierten daher für ein mehr praxisorientiertes Lexikon der Warenkunde, das allerdings lediglich Basisdaten im Telegrammstil auflistete. ¹⁸ Das „Archiv der Pharmazie“ indes erkannte die historische Chance, in der sich die Pharmazie am Scheidewege in den 1880er-Jahren befand und ermunterte die Autoren, diese mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln des Fachjournalismus zu nutzen. Es konstatierte: „So entstand und entsteht noch täglich die Realencyclopädie der gesamten Pharmacie, deren bloße Existenz in ihrem stattlichen Gewande und ihrem großartig und weit angelegten Plane dem Ansehen der Pharmacie schon heute mehr genützt hat, als alle noch so gut gemeinten und begründeten Erörterungen über die Einführung des obligatorischen Maturitätsexamens für den in die Lehre tretenden jungen Pharmaceuten“. ¹⁹ Während andere sich in dieser Phase des Umbruchs noch in wortreichen, nicht immer zielführenden Diskussionen ergingen, hatten Geissler und Moeller sich in ihre Studierstuben zurückgezogen und mit der „Real-Encyclopädie“ Tatsachen geschaffen. Auch im Ausland wurde die gewaltige Symbolkraft des Werkes erkannt. So lobte beispielsweise die „Pharmaceutische Zeitschrift für Russland“ den „Apothekerstand, der durch die Consumptionsfähigkeit seines solchen Werkes beweist, dass [...] die wissenschaftliche Seite seines Berufes nicht zu kurz kommt“. ²⁰

Silvio Plevani, Apotheker, Fachautor und Herausgeber der italienischen Übersetzung, widmete seiner Sorge um den Erhalt der Pharmazie als wissenschaftlicher Disziplin, die ihn letztlich zur Leitung des Großprojektes veranlasst hatte, sogar den größten Teil seines Vorwortes: „Ed in oggi più che mai la farmacia ha bisogno di assurgere a nuove conquiste, di estendere le sue manifestazioni in tutte le scienze ad essa affini per avere più largo sviluppo intellettuale ed economico”.²¹

Die Zeit nach Geissler

Offensichtlich war das Konzept der Herausgeber aufgegangen, das eine wohlausgewogene Mischung vorsah aus knappen Stichwortartikeln und längeren Beiträgen enzyklopädischen Charakters, beides zu pharmazeutischen Themen im engeren Sinne als auch zu allgemein interessierenden naturwissenschaftlichen Fragen. Und auch im Hinblick auf den buchhändlerischen Erfolg hatte Gustav Vulpus gewaltig geirrt: Nach sieben Jahren war die ‚Real-Encyc-

lopädie‘ vergriffen und man begann, eine wesentlich erweiterte, neue Auflage vorzubereiten, in der nicht nur die pharmazeutischen Spezialdisziplinen noch konsequenter berücksichtigt wurden; das Werk erhielt mit einem weitaus umfangreicheren bibliographischen Apparat einen insgesamt noch stärker wissenschaftlichen Charakter – die Herausgeber waren damit dem Rat der Reformfreudigeren unter den Rezensenten weitestgehend gefolgt. Ewald Albert Geissler war zwischenzeitlich im Alter von nur 50 Jahren verstorben, nachdem er sich krankheitsbedingt aus allen Verpflichtungen zurückgezogen hatte. Joseph Moeller hatte einen Ruf an die Universität Graz, später nach Wien erhalten und war beiden gefolgt. Er verpflichtete wiederum einen Apotheker als Mitherausgeber: Hermann Thoms, der bereits die erste Auflage mit begleitet hatte. Zwischen 1904 und 1912 erschien die stark überarbeitete Neuauflage, diesmal in 13 Bänden, in bekannter Qualität. Bemerkenswerterweise akzeptierte die Fachkritik nun die noch konsequentere wissenschaftliche Ausrichtung, auch waren

Forderungen nach einer Beschränkung auf die Kerngebiete der Pharmazie längst verstummt. Mit der Neuauflage des Geissler/Moellerschen Werkes gelang der pharmazeutischen Lexikographie die Abkehr vom traditionellen Lexikon der Warenkunde in überzeugender Weise. Zurück zu Georg Picht und der „primitiven“ Literaturform des Lexikons. Eigentlich hatte dieser es ja auf den Punkt gebracht: Im Allgemeinen liegt die Stärke des Lexikons ja gerade in seiner Universalität, die es jedem Interessenten zugänglich macht, ganz im Gegensatz etwa zum Handbuch mit seiner meist ganz individuellen, nicht immer



Abb. 7: Mitherausgeber der zweiten Auflage und Nachfolger Geisslers: Hermann Thoms (1859–1931)

sogleich durchschaubaren Wissensstruktur. Dass ein „simples“ Lexikon aber auch einer Disziplin am Scheidewege neues Selbstbewusstsein zu vermitteln vermochte sowie neuen Schwung auf dem steinigen Weg von der ‚techné‘ zur ‚scientia‘, haben Geissler und Moeller eindrucksvoll bewiesen.

Anmerkungen

- 1 Gustav Vulpus (1839–1917), Apotheker und Fachautor, in einem Brief vom 03.01.1886 an Heinrich Beckurts. Schneidersche Autographen-Sammlung der ehemaligen Universitätsbibliothek Helmstedt (SASUH), Schubert AIV r.
- 2 Georg Picht in seinem Vortrag ‚Enzyklopädie und Bildung‘ im März 1971 anlässlich des Erscheinens des „Großen Meyer“.
- 3 Lutger Lütkehaus (Hrsg.): Das Buch als Wille und Vorstellung. Arthur Schopenhauers Briefwechsel mit F. A. Brockhaus. München 1998, S. 36.
- 4 Vgl. [Urban & Schwarzenberg]: 100 Jahre Urban & Schwarzenberg 1866–1966. s. I. [Berlin] s. a. [1966].
- 5 Vgl. Gert A. Zischka: Index lexicorum. Wien 1959, S. 193–221.
- 6 Zur Biographie Moellers vgl. Burkhard Reber: Galerie hervorragender Therapeuten und Pharmakognosten der Gegenwart. Genf 1897, S. 81–84; Julius Ludwig Pagel (Hrsg.): Biographisches Lexikon hervorragender Ärzte des 19. Jahrhunderts. Berlin, Wien 1901, S. 950; Kurt Ganzinger: Moeller, Joseph. In: ÖBL (Österreichisches biographisches Lexikon). Bd. 6. Wien 1975. S. 338 f; Erna Lesky: Die Wiener medizinische Schule im 19. Jahrhundert. Graz, Köln 1965; s. v. Moeller; [Johann] Jurenitsch u. a. (Hrsg.): 200 Jahre Pharmakognosie in Wien. Wien 1998. S. 42–45.

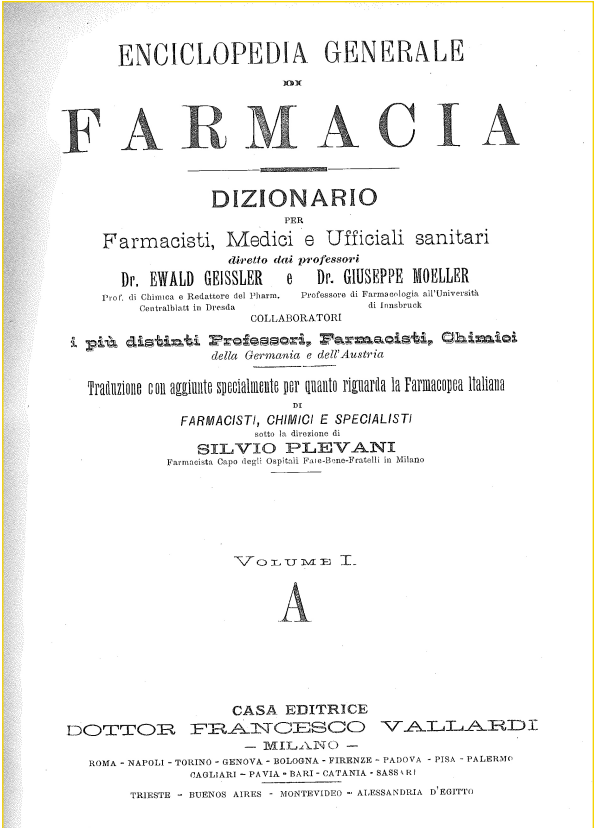


Abb. 6: Titelblatt der italienischen Ausgabe der ‚Real-Encyclopädie‘

- ⁷ Zur Biographie Geisslers vgl. Anton Bettelheim: Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. Die Toten der Jahre 1896 bis 1900. Berlin 1897–1903. s. v. Geissler; Burkhard Reber: Galerie hervorragender Therapeutiker und Pharmakognosten der Gegenwart. Genf 1897, S. 299–304; A[lfred] Schneider: Der Lebensgang Dr. Ewald Geisslers. In: Pharmaceutische Centralhalle 39 (1898), 770–772; Peter Dilg: Geissler, Ewald Albert. In: Hein, Wolfgang-Hagen / Holm-Dietmar Schwarz (Hrsg.): Deutsche Apothekerbiographie. Bd. 1. Stuttgart 1975 (Veröffentlichungen der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, NF, 43), S. 196 f; Wolfgang Schneider: Apotheker-Autographen meiner Sammlung. Stuttgart 1990 (Veröffentlichungen der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, NF, 58). S. 68–70; Christoph Friedrich: Apotheker als Zeitschriftenredakteure. In: Pharmazeutische Zeitung 155 (2010), 1248–1253.
- ⁸ Zur Geschichte der Lebensmittelchemie siehe Otmar Pappe: Zur Geschichte der Lebensmittelüberwachung im Königreich Bayern (1806–1918). Nat. wiss. Diss. Marburg 1975; vgl. auch E. Hanssen/W. Wendt: Geschichte der Lebensmittelwissenschaft. In: L[udwig] Acker u. a. (Hrsg.): Handbuch der Lebensmittelchemie. Berlin 1965, S. 1–75.

- ⁹ SASUH, Schubert B II f. (Unterstreichungen im Original).
- ¹⁰ SASUH, Schubert B II f.
- ¹¹ SASUH, Schubert B II f.
- ¹² SASUH, Schubert A IV r (Brief von Vulpus an Beckurts vom 19.04.1886).
- ¹³ SASUH, Schubert A IV r (Brief von Vulpus an Beckurts vom 03.01.1886).
- ¹⁴ N. N.: [Rezension zur] Real-Encyclopädie. In: Druggist's Bulletin 4 (1890), 194.
- ¹⁵ S.: [Rezension zur] Real-Encyclopädie. In: Pharmaceutische Centralhalle 32 (1891), 736.
- ¹⁶ N. N.: [Rezension zur] Real-Encyclopädie. In: Der Fortschritt 4 (1888), 32.
- ¹⁷ N. N.: [Rezension zur] Real-Encyclopädie. In: Der Fortschritt 4 (1888), 80.
- ¹⁸ B[ernhard] Fischer: [Rezension zur] Real-Encyclopädie. In: Pharmazeutische Zeitung 31 (1886), 217.
- ¹⁹ G[ustav] Vulpus: [Rezension zur] Real-Encyclopädie. in Archiv der Pharmazie 68 (1889), 526.
- ²⁰ N. N.: [Rezension zur] Real-Encyclopädie. In: Pharmaceutische Zeitschrift für Russland 26 (1887), 175.
- ²¹ Übersetzung: „Heute erscheint es notwendiger als je zuvor, dass die Pharmazie sich neue Gebiete erobert, dass sie ihre Aktivitäten in alle Wissenschaftsbereiche,

die ihr selber nahe stehen, ausweitet, um sich in verstärktem Maße, intellektuell wie wirtschaftlich, weiter zu entwickeln“. Ewald Geissler/Joseph Moeller/Silvio Plevani (Hrsgg.): Enciclopedia generale di farmacia. Dizionario per farmacisti, medici e ufficiali sanitari. Milano 1894–1903, S. VI f. – Das Werk entwickelte sich allmählich zum Exportschlager. Nicht nur in Italien, sondern auch in Spanien war das Interesse so groß, dass dort ebenfalls eine vielbändige Überarbeitung in der Landessprache erschien. Siehe hierzu Joseph Moeller/Hermann Thoms/Eduardo Tirado/Eduardo García Bote (Hrsgg.): Enciclopedia completa de farmacia. Tratado para uso de farmacéuticos, médicos y funcionarios de sanidad. Porto [1917].

Anschrift der Verfasser:

Karl Conrath
Talstr. 13
66119 Saarbrücken

Prof. Dr. Christoph Friedrich
Institut für Geschichte der Pharmazie
Roter Graben 10
35032 Marburg
E-Mail: ch.friedrich@staff.uni-marburg.de

DAZ BEILAGE

Geschichte der Pharmazie

Redaktion Prof. Dr. Wolf Dieter Müller-Jahncke | Prof. Dr. Christoph Friedrich

Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V.
„Geschichte der Pharmazie“ bis 1989
„Beiträge zur Geschichte der Pharmazie“
erscheint vierteljährlich als regelmäßige Beilage der „Deutschen Apotheker Zeitung“

Verantwortlich für den Inhalt:
Prof. Dr. W.-D. Müller-Jahncke, Hermann-Schelenz-Institut für Pharmazie- und

Kulturgeschichte in Heidelberg e.V.,
Zwingerstraße 14–16, 69117 Heidelberg,
unter Mitarbeit von Prof. Dr. Christoph
Friedrich, Marburg, und Priv.-Doz. Dr.
Frank Leimkugel, Mülheim.

Redaktionelle Bearbeitung:
Kathrin Pfister, Heidelberg.

Redaktionsbeirat:
Priv. Doz. Dr. Sabine Anagnostou,
Marburg; Dr. K. H. Bartels, Lohr; Prof. Dr.
P. Dilg, Marburg; Dr. L. Leibrock-Plehn,
Brackenheim; Dr. K. Meyer, Münster;
Dr. U. Meyer, Berlin; Dr. Michael Mönnich,
Karlsruhe.

Bei Einzelbezug jährlich Euro 36,- (zzgl.
13,80 Euro Versandkosten Inland).
Einzelheft Euro 16,- (versandkostenfrei).
Alle Preise inkl. MwSt.
Jede Verwertung der „Geschichte der Pharmazie“ außerhalb der Grenzen des Urheberrecht-Gesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

© 2012 Deutscher Apotheker Verlag,
Stuttgart.
Printed in Germany. ISSN 0939-334X.

AKADEMISCHE NACHRICHTEN

Liebig-Wöhler-Freundschaftspreis 2012 an Dr. Petra Stumm



Dr. Petra Stumm (Mitte) erhält den Liebig-Wöhler-Freundschaftspreis. Links Loretta Lewicki, rechts Professor Herbert Roesky.

Im Anschluss an die Mitgliederversammlung der Göttinger Chemischen Gesellschaft am 5. Mai 2012 übergab der Vorsitzende der Gesellschaft, Prof. Dr. Herbert W. Roesky, den Liebig-Wöhler-Freundschaftspreis an

Frau Dr. Petra Stumm, Lobbach, für ihre 2011 in Heidelberg vorgelegte Dissertation „Leopold Gmelin (1788–1853) – Leben und Werk eines Heidelberger Chemikers“. Der seit 1994 vergebene Preis wurde von Wilhelm Lewicki (1935–2001) gestiftet, und die Tradition der Preisverleihung wird heute durch Frau Loretta Lewicki, Ludwigshafen, fortgesetzt. Ausgezeichnet werden Forscher und Forscherinnen, die sich um die Chemiegeschichtsschreibung ver-

dient gemacht haben. Frau Dr. Stumm hat in ihrer Dissertation, die unter der Leitung von Prof. Dr. W.-D. Müller-Jahncke stand, insbesondere den umfangreichen Briefwechsel Gmelins ediert und konnte so neues Licht auf Leben und Werk des Heidelberger Chemikers werfen. Die Studie wird im Centaurus-Verlag, Freiburg, erscheinen.

W.-D. Müller-Jahncke

PERSÖNLICHES

Günther Ziegler, In den Peschen 6, 47228 Duisburg, feierte am 12. 5. 2012 seinen 95. Geburtstag.

Erratum

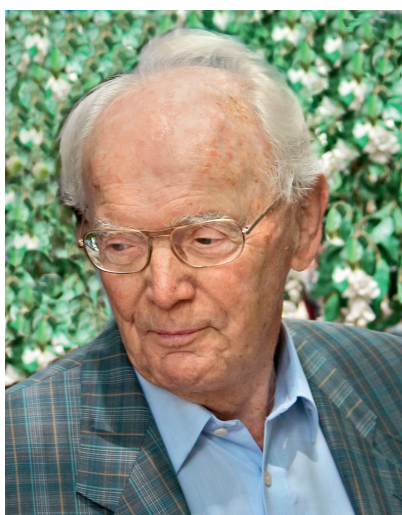
Durch ein Versehen fehlte bei dem Beitrag von Frau Christiane Staiger (Geschichte der Pharmazie 64 [2012], S. 29) die Bildunterschrift:

Die Apotheke von Eugene White in Berryville, VA, USA, nach dem Umbau in eine „office-based Pharmacy“.

Wir bitten, das Versehen zu entschuldigen.

Prof. Dr. Günter Kallinich (1913–2012) gestorben

Die Nachricht vom Tode Günter Kallinichs am 17. Juni, drei Tage vor seinem 99. Geburtstag, kam trotz seines hohen Alters für seine ehemaligen Doktoranden unerwartet und löste tiefe Trauer aus. So lange hatte er ihren Lebensweg begleitet, die Kontakte geschätzt, sich als Integrationsfigur und väterlicher Freund erwiesen. Seine Biographie und seine wissenschaftlichen Leistungen wurden bereits mehrfach öffentlich gewürdigt (vgl. „Pharmazie und Geschichte“. Festschrift für Günter Kallinich zum 65. Geburtstag, hrsg. von W. Dressendörfer, R. Löw u. A. Zimmermann, Straubing u. München 1978), runde Geburtstage waren stets Anlass zu entsprechenden Laudationes. Der Mensch Günter Kallinich indessen, um den wir jetzt trauern,



Günter Kallinich

blieb dabei meist im Hintergrund, und gerade dieser ist es, der jahrzehntelang durch seine besondere Persönlichkeit wirkte und in dank-

barer Erinnerung bleiben wird. Er war ein Mann der leisen Töne, des Understatements, ein stets gepflegt auftretender Gentleman, mit Selbstironie und trockenem Humor begabt, der überraschende Pointen zu setzen wusste. Seine umfassende Bildung und das musische Interesse standen auch im hohen Alter noch im Vordergrund seiner aktiven Teilnahme am Münchener Kulturleben. Dabei war er kein Stubenhocker, sondern sportlich und körperlich immer gut trainiert. Seit seiner Studienzeit zog es ihn immer wieder hinaus und hinauf in das Hochgebirge zu Wanderungen und Skitouren. Kallinich war ein hilfsbereiter Freund, wie ihn u. a. auch Rudolf Springer und Elsa Ullmann über ein halbes Jahrhundert lang erleben durften. Unvergessen sind Feste und Exkursionen des Doktorandenkreises, in denen er mit seinem Esprit und Unternehmungslust im Mittelpunkt stand. Er verstand es, Distanz und Nähe sehr fein

auszutariieren und und eine nüchterne Herzlichkeit zu verströmen. So genoß er Respekt, ohne ihn zu fordern. In der Wissenschaft gelang es ihm, zwei verschiedene Felder erfolgreich zu beackern: als Konservator und Professor am Institut für Pharmazie und Lebensmittelchemie der Ludwig-Maximilians-Universität München organisierte er das analytische Praktikum, las „Analytische Chemie“, denn er hatte sich die akademischen Sporen mit Arbeiten über die Zusammensetzung von Inulin und auf dem Gebiet der Furanchemie verdient. Sein zweites Ich gehörte aber bald einer Geisteswissenschaft: der Pharmaziegeschichte. Er schaffte es, gleich zum Auftakt im Jahr 1960 ein geradezu monumen-

tales Werk zu veröffentlichen, das als Klassiker in der pharmazeutischen Historiographie gilt: „Das Vermächtnis Georg Ludwig Claudius Rousseaus an die Pharmazie. Zweihundert Jahre Pharmazie an der Universität Ingolstadt-Landshut-München 1760–1960“. Auf einem akribischen Quellenstudium basierend, legte er ein methodisch und stilistisch brillantes Buch vor, das seinesgleichen sucht. Die von Kallinich angenommenen Doktoranden konnten sicher sein, von einem Lehrmeister angeleitet zu werden, der profunde historische Kenntnisse mit handwerklicher Genauigkeit verband. Er hielt sie an der langen Leine, Freiheit des Denkens und der Gestaltung waren bei ihm auch für junge Wissenschaft-

ler selbstverständlich, autoritäres Auftreten lehnte er ab, wohl auch, weil er nicht selten selbst entsprechende Tendenzen auszuhalten hatte. Ein Erlebnis sehr persönlicher Art möge abschließend ein Licht auf Kallinichs Wesen werfen. Während der fröhlichen Feier seines 90. Geburtstags kam er auf mich zu und fragte, ob es mir recht wäre, das „Du“ anzunehmen. Mein Vater, gleichen Jahrgangs wie er und ein Studienfreund, sei doch gerade verstorben, aber er sei noch da und mein „Doktorvater“. So haben wir ihn erlebt, und als einen feinen Menschen werden wir ihn in dankbarer Freude in Erinnerung behalten.

Prof. Dr. Dr. Christa Habrich

Anzeige

Zu den Wurzeln der Arzneistoffe



Eine Hörprobe finden Sie unter:
www.hirzel.de



Anhand von 25 ausgewählten Wirkstoffen lässt dieses Hörbuch faszinierende Stern- und Schicksalsstunden der Arzneimittelforschung lebendig werden und führt vor Augen, auf welch abenteuerlichen Wegen viele Wirkstoffe vom Labor ans Krankenbett gelangten. Begeben Sie sich auf eine spannende Entdeckungsreise zu den Wurzeln der Arzneistoffe und erfahren Sie unter anderem, ...

- ... wie aus der Zirkusattraktion Lachgas ein Narkosemittel wurde.
- ... warum Dynamit-Erfinder Alfred Nobel sich weigerte, sein Herzleiden mit dem explosiven Inhaltsstoff seines Sprengmittels behandeln zu lassen.
- ... inwiefern Giftgasangriffe während des Ersten Weltkriegs den Grundstein für die moderne Krebstherapie legten.
- ... was die Rolling Stones und eine Apothekenexplosion an der Adria miteinander verbindet.
- ... warum dem amerikanischen Präsidenten Dwight Eisenhower nach einem Herzinfarkt Rattengift verabreicht wurde.
- ... was das tödliche Gift der brasilianischen Lanzenotter mit modernen Blutdruckmedikamenten zu tun hat.

Lassen Sie sich faszinieren von Molekülen, die Geschichte schrieben und die Pharmazie zu dem machten, was sie heute ist: eine moderne, facettenreiche und hochspannende Wissenschaft im Dienste der Menschen.

Ziegler

Moleküle, die Geschichte schrieben
Stern- und Schicksalsstunden
der Arzneimittelforschung
Von Dr. rer. nat. Andreas S. Ziegler.

2011. Hörbuch. Gesamt-
spielzeit: ca. 118 Min.
2 Audio-CDs. € 24,90 [D]
ISBN 978-3-7776-2170-8

HIRZEL

BESTELLUNG Bitte liefern Sie mir aus dem S. Hirzel Verlag, Postfach 10 10 61, 70009 Stuttgart:

_____ Expl. Ziegler, **Moleküle, die Geschichte schrieben.**
Hörbuch. 2 Audio-CDs. € 24,90 [D]

Absender

Name/Vorname _____
Firma/Institution _____
Straße _____
PLZ, Ort _____ @ _____
E-Mail-Adresse _____
Kunden-Nummer _____
Datum/Unterschrift _____ AZ Ziegler 2170 12-03-30 Gi/RS

Sofort-Bestellung

Telefon: 0711 2582 341 · **Fax:** 0711 2582 390
Bestell-Service: 0800 2990 000 Ferngespräche
zum Nulltarif mit Bandaufzeichnung
E-Mail: service@hirzel.de
Internet: www.hirzel.de

Alle Preise inkl. MwSt. [D], sofern nicht anders angegeben. Lieferung erfolgt versandkostenfrei innerhalb Deutschlands. Lieferung ins Ausland zuzüglich Versandkosten.

Vertrauens-Garantie: Ich bin darüber informiert, dass ich diese Bestellung binnen zwei Wochen, ab Zugang der Ware, durch schriftliche Erklärung gegenüber dem S. Hirzel Verlag, Birkenwaldstr. 44, 70191 Stuttgart, widerrufen kann. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.

Datum/Unterschrift _____

Pharmaziehistorische Biennale in Regensburg

WISSENSCHAFTSDIFFERENZIERUNG IN DER PHARMAZIE –
ENTWICKLUNG PHARMAZEUTISCHER ZWEIGDISZIPLINEN

→ Die von Dr. Gerhard Gensthaler (München) und Frau Rotraud Mörschner (Berlin) glänzend ausgerichtete Pharmaziehistorische Biennale fand heuer vom 20. bis 22. April in der Reichs- und Domstadt Regensburg statt. Im Salzstadel, einem altherwürdigen Gebäude unmittelbar vor der Steinernen Brücke, wurde die Tagung durchgeführt.

Mitgliederversammlung

Präsident Prof. Dr. Christoph Friedrich (Marburg) leitete am Freitag die Mitgliederversammlung der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie (DGGP). Neben den Regularien, die die Mitglieder ohne nennenswerte Kommentare abarbeiteten, fanden vor allem die anstehenden Neuwahlen statt. Die Versammlung wählte als neuen Vorstand Priv.-Doz. Dr. Sabine Anagnostou (Marburg) als Präsidentin und Dr. Dr. Thomas Richter (Würzburg) als Vizepräsidenten. Die Schriftführerin Dr. Gabriele Beisswanger (Minden) und der Schatzmeister Dr. Michael Michalak (Bochum) hatten sich erneut zur Wahl gestellt und wurden im Amt bestätigt.

Ein zünftiger Begrüßungsabend im Fürstlichen Brauhaus Thurn und Taxis mit einer kurzweiligen Einführung in die bayerische Mundart durch den Altpäsidenten der Bayerischen Landesapothekerkammer, Dr. Hermann Vogel (München), beschloss den ersten Tag der Biennale.

Am Samstagmorgen eröffnete Präsident Friedrich die Tagung. Nach einer knappen Einführung in die Geschichte und Pharmaziegeschichte Regensburgs begrüßte er die anwesenden Präsidenten und die Altpäsidenten verschiedener Institutionen und wissenschaftlicher Gesellschaften. Grußworte überbrachte für die Stadt Regensburg Bürgermeister Joachim Wolbergs und für die Bayerische Landesapothekerkammer deren erste Vizepräsidentin, Apothekerin Jutta Rewitzer. Als Vertreter der Universität Regensburg richtete der geschäftsführende Direktor des Instituts für Phar-



Prof. Dr. Christoph Friedrich

mazie, Prof. Dr. Jörg Heilmann, eine Begrüßung an die Versammelten, gefolgt von Prof. Dr. Christa Kletter (Wien), Präsidentin der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie, sowie Dr. Michael Stein, Geschäftsführer der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft, die traditionsgemäß als Mitveranstalter der Biennale fungiert, so auch in Regensburg.

Ehrungen

Es folgten Auszeichnungen für verdiente Mitglieder der Gesellschaft: Prof. Dr. Peter Dilg (Marburg) und Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke (Kirchen/Sieg) wurden wegen ihrer Verdienste um die Gesellschaft zu Ehrenmitgliedern ernannt. Die Johannes-Valentin-Medaille in Bronze erhielten

Barbara Wittor, langjährige Leiterin der Regionalgruppe Sachsen, sowie Dr. Michael Michalak für seine beständige und umsichtige Amtsführung als ebenfalls langjähriger Schatzmeister der DGGP. Die Johannes-Valentin-Medaille in Silber vergab die Gesellschaft für 2011 an Dr. Michael Kessler-Oeri (Basel), den Leiter des Pharmazie-Historischen Museums der Universität Basel, und für 2012 an Dr. Irene Lauterbach (Saarbrücken) wegen herausragender wissenschaftlicher Leistungen auf dem Gebiet der Pharmaziegeschichte.

Mit einer kurzen Einleitung in das Tagungsthema „Wissenschaftsdifferenzierung in der Pharmazie – Entwicklung pharmazeutischer Zweigdisziplinen“ leitete Prof. Friedrich zum wissenschaftlichen Teil des Programms über.

Die klassischen Zweigdisziplinen der Pharmazie

Die ersten drei Vorträge widmeten sich den klassischen pharmazeutischen Fächern Pharmazeutische Chemie, Pharmazeutische Biologie und Pharmazeutische Technologie. Was heute geradezu als Kanon in der universitären Forschung und Lehre gilt, musste sich mühsam den Weg an die Hochschule bahnen.

Wie Prof. Dr. Horst Remane und Prof. Dr. Peter Nuhn (beide Halle) darlegten, stieß die Verselbstständigung der Pharmazeutischen Chemie an vielen Universitäten auf erheblichen Widerstand der Chemiker. Obwohl die Chemiker selbst einst aus der Pharmazie hervorgegangen waren, galt im fortschrittswütigen 19. Jahrhundert die Ausbildung von Apothekern, denen immer noch der Ruf des Handwerklichen anlastete, als eher unattraktiv. An den Beispielen Marburg, Halle und Leipzig vermochten die Vortragenden zu zeigen, wie sehr es glücklicher Umstände, fleißiger Dozenten und beharrlichen Durchsetzungsvermögens Einzelner bedurfte, ehe eigene Institute errichtet werden konnten. Die 1921 erfolgte Einführung des Abiturs als Voraussetzung zum Pharmaziestudium brachte nur vereinzelt Verbesserungen; die Schließung mehrerer Institute durch die Nazis 1938 im Zuge der Kriegsvorbereitungen kann als Rückschlag bezeichnet werden. Doch insbesondere die Lehrbü-

cher für Pharmazeutische Chemie von E. Schmidt über H. Thoms bis hin zu H. Auterhoff sorgten für eine Kontinuität dieser Zweigdisziplin, die allerdings im 20. und 21. Jahrhundert tiefgreifende Veränderungen erfuhr. Der erste Paradigmenwechsel führte um 1960 von der Analytik und Synthese der Arzneimittel hin zur Untersuchung der Wirkstoffgruppen unter pharmakologischen Aspekten. Der zweite Paradigmenwechsel um 1980 bedingte einen erneuten Umschwung zur medizinischen Chemie, die die Entwicklung von Arzneistoffen zum Gegenstand hat.

Wie die Pharmazeutische Chemie musste sich auch die Pharmazeutische Botanik – allerdings zunächst als Pharmakognosie – ihren Weg an die Universität erkämpfen. Priv.-Doz. Dr. Sabine Anagnostou verfolgte diesen Weg, der von der medizinischen Disziplin „Materia medica“ seinen Ausgang nahm. Zunächst als Unterricht für Ärzte (und wenige Apotheker) zur Prüfung auf Echtheit und Verfälschungen der Arzneimittel aus den drei Naturreichen gedacht, entwickelte sich das Fach Ende des 19. Jahrhunderts unter den Pharmakognosten F. A. Flückiger in Straßburg und A. Tschirch in Bern von einer Drogenkunde zur Drogenwissenschaft. Doch an den meisten deutschen Universitäten fehlten eigene Institute und Lehrstühle. Ilse Esdorn lehrte als erste Frau ab 1932 Pharmakognosie in Hamburg. Nach 1945 entstand in Braunschweig ein Institut

für Pharmakognosie, und Kurt Mothes gelang es trotz mancher Widrigkeiten, 1958 zu DDR-Zeiten in Halle ein Ordinariat für die Biochemie der Pflanzen zu besetzen. Er kann als Begründer der modernen Pharmazeutischen Biologie gelten, die sich insbesondere der Erforschung pflanzlicher Sekundärstoffe widmet. Heute befasst sich die Pharmazeutische Biologie auch mit der Molekularbiologie und wird so auch am IPMB in Heidelberg gelehrt.

Prof. Dr. Christoph Friedrich (Marburg) zeigte eine ähnliche Genese für das Fach Pharmazeutische Technologie auf, das früher lange Zeit als Galenik bezeichnet wurde. In die Lehrbücher hatte die Galenik als „Lehre der Apothekerkunst“ seit K. G. Hagen Ende des 18. Jahrhunderts Eingang gefunden. Viele Apotheker des 19. Jahrhunderts, unter ihnen J. A. Buchner, J. W. Döbereiner und C. F. Mohr, verfassten wissenschaftliche Werke, in denen die Arzneimittelherstellung behandelt wird, doch ein Aufstieg als Fach an den Universitäten blieb der Galenik zunächst, da zu sehr mit dem Handwerk des Apothekers verbunden, verwehrt. Auch die Entwicklung einer galenischen Industrie führte zunächst nicht zur Einfügung galenischer Lehrveranstaltungen an den Universitäten. Erst in der NS-Zeit kam es in Braunschweig zur Errichtung eines Instituts für Angewandte Pharmazie unter der Leitung von W. Kern. Weitere Abteilungsgründungen folgten, so 1941 unter F. Gstirner in Posen.

Nach 1945 konnte sich zunächst in der DDR das Fach „Galenik und pharmazeutische Technik“, das nach dem Studienplan von 1951 an allen Universitäten gelehrt wurde, etablieren. In der Bundesrepublik hatte W. Awe 1950 einen Lehrstuhl für „Angewandte Pharmazie“ besetzen können; 1959 entstand hier ein eigenes Institut. Der pharmazeutische Chemiker Eugen Bamann gründete in München eine Galenische Abteilung, die Frau Elsa Ullmann leitete, die ihrerseits erst 1977 einen eigenen Lehrstuhl für Pharmazeutische Technologie erhielt. Damit hatte sich diese Zweigdisziplin – durch Prüfungs- und Studienordnungen gefördert – ebenfalls etabliert, sodass nun die Trias Pharmazeutische Chemie, Pharmazeutische Biologie und Pharmazeutische Technologie nicht mehr aus dem Curriculum des Pharmazieunterrichts wegzudenken war. Eine Bresche in diese pharmazeutisch-naturwissenschaftliche Festung zu schlagen, musste jeder anderen pharmazeutischen Zweigdisziplin schwerfallen.

Neue Disziplinen drängen nach

Dr. Ulrich Meyer (Berlin) zeigte anhand der Pharmakologie, dass es nur teilweise gelang, diese neue Zweigdisziplin der Pharmazie zu etablieren. Nachdem die Prüfungsordnung für Apotheker aus dem Jahr 1934 die



Verdiente Pharmaziehistoriker und Mitglieder der DGPP (v. li.): Dr. Michael Kessler-Oeri, Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke, Dr. Irene Lauterbach, Barbara Wittor, Prof. Dr. Peter Dilg, Dr. Michael Michalak.

Pharmakologie als Lehr-, wenn auch nicht als Prüfungsfach vorgesehen hatte, erschienen erste Lehrbücher der Pharmakologie für Apotheker, so beispielsweise das Werk von H. Fühner. Nach dem Krieg entstanden in der Bundesrepublik zwar einige Abteilungen für Pharmakologie, die die meisten Universitätsmediziner jedoch ablehnten. Der Streit um eine Reform der Studienordnung unter Berücksichtigung der Pharmakologie zog sich bis 1971 hin, als die Pharmazeutische Technologie und die Pharmakologie zu Prüfungsfächern aufstiegen. Daraufhin entstanden in Marburg, Frankfurt am Main und Tübingen eigene Lehrstühle für Pharmakologie für Naturwissenschaftler. In der DDR war das Fach hingegen bereits seit 1951 Lehr- und Prüfungsfach gewesen.

Einflüsse anderer Staaten auf die Disziplinengese

Einen Ausblick auf die Verhältnisse in Frankreich und der Schweiz bot François Ledermann (Bern) anhand der Fachliteratur. Während in Frankreich mit der 1803 gegründeten Pharmazieschule in Paris mit den Lehr- und Prüfungsfächern Pharmazie, Chemie, Botanik und Arzneikunde über die Zeiten ein relativ stabiles Fächersystem bestand, hatte die Schweiz mit kantonalen Unterschieden zu kämpfen. Hier waren es vor allem wieder F. A. Flückiger und A. Tschirch in Bern, die für eine Differenzierung und anschließende Festigung der pharmazeutischen Fächer sorgten. Die international gelehrte und forschende Sozialpharmazie stellte Prof. Dr. Marion Schäfer (Berlin) vor. Ausgehend von Anregungen aus den USA, eine „pharmacy administration“ oder „social pharmacy“ als Fach in der universitären Ausbildung zu verankern, kam es 1968 zur Einführung des Faches Sozialpharmazie in der DDR. Unter dem Einfluss von H.-J. Seidlein in Greifswald entstand 1984 ein Lehrprogramm auf wissenschaftlicher Basis mit Praxisnähe, das einen erheblichen Nutzen für das mehrheitlich verstaatlichte Apothekenwesen der DDR bot. Andere sozialistische Staaten, aber auch Skandinavien und die USA entwickelten ähnliche Konzepte, die teils bis heute universitär weitergeführt werden. Trotz des engagierten Einsatzes der

Bundestagsabgeordneten der Bündnis 90/Grünen, Prof. Dr. Erika Hickel aus Braunschweig, fiel die Sozialpharmazie der Wende von 1989 zum Opfer und ist seitdem nicht mehr an deutschen Universitäten vertreten. Den Weg der Klinischen Pharmazie verfolgte Priv.-Doz. Dr. Axel Helmstädter (Marburg u. Frankfurt/Main) und zeigte, dass auch die „clinical pharmacy“ ihren Ausgang von den USA nahm. P. Parker forderte 1967, dass die Arzneimitteltherapie von

den Apothekern überwacht werden sollte, eine Forderung, der sich Eugene White mit seinem Beratungszentrum 1983 anschloss. Da man in den USA bemerkt hatte, dass auch im Krankenhaus Medikationsfehler auftraten, entschloss man sich, 1962 in Lexington/Kentucky ein professionelles Arzneiinformationszentrum für die „unit-dose“-Versorgung aufzubauen; ab 1966 folgte das „ninth floor project“, das eine Versorgung der Patienten im Krankenhaus durch Apotheker vorsah. Das „Karlsruher Modell“ von H.-J. Meyer forderte ab 1977 eine Begleitung der Ärzte im Krankenhaus durch Apotheker, aber erst 1998 gab die DPhG eine Definition der „clinical pharmacy“. Trotz mancher Widerstände der traditionellen pharmazeutischen Fächer, die Wissenschaftsmessungen verlangten, fand die Klinische Pharmazie Eingang in die Approbationsordnung von 2001.

Die Arzneimittelkontrolle als Zweigdisziplin untersuchte Prof. Dr. Berthold Göber (Berlin) und wies darauf hin, dass dieses Fach in der DDR eine gesicherte Stellung im universitären Curriculum innehatte. 1973 schuf man den Fachapotheker für Arzneimittelkontrolle, und in der DPhG der DDR wurde eine eigene Fachgesellschaft gegründet. Zu Recht wies Göber darauf hin, dass dieser Disziplin auch heute noch eine große Bedeutung zukommt, zumal sich im Internet-Versandhandel die Arzneimittelfälschungen häufen. Dr. Christiane Staiger, Neu Isenburg, erläuterte die sich an das Studium anschließende Weiterbildung der Apo-



Der neue Vorstand der DGPP: Präsidentin Priv.-Doz. Dr. Sabine Anagnostou und Vizepräsident Dr. Dr. Thomas Richter.

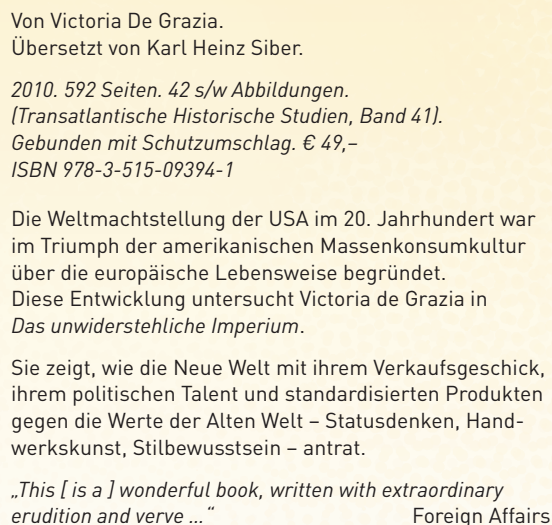
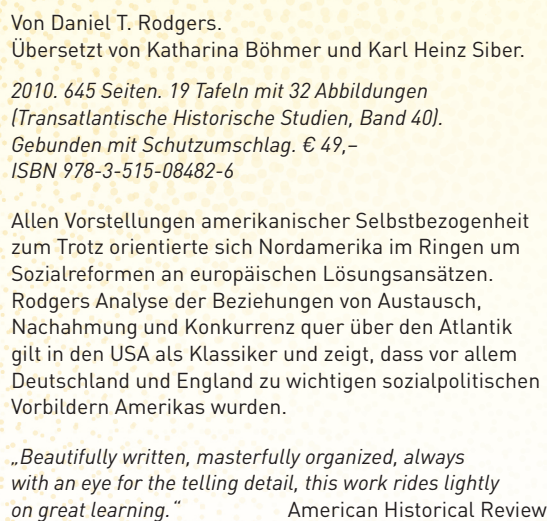
theker. Auch hier waren die USA Vorreiter, denn bereits 1921 forderte Edgar C. Austin eine Weiterbildung, und 1974 legte Donald E. Franke einen Weiterbildungsplan für Krankenhausapotheker vor. Weitere Spezialisierungen in der Weiterbildung finden sich in den USA, wo beispielsweise auch die Radiopharmazie berücksichtigt wurde. In der DDR bestand seit 1974 eine Fachapothekerordnung mit drei Fachrichtungen, die für alle Apotheker verpflichtend war und in enger Zusammenarbeit mit den Universitäten durchgeführt wurde. Die Musterweiterbildungsordnung der BAK kennt seit 2011 neun Gebiete und fünf Bereiche der Weiterbildung.

Posterpreise

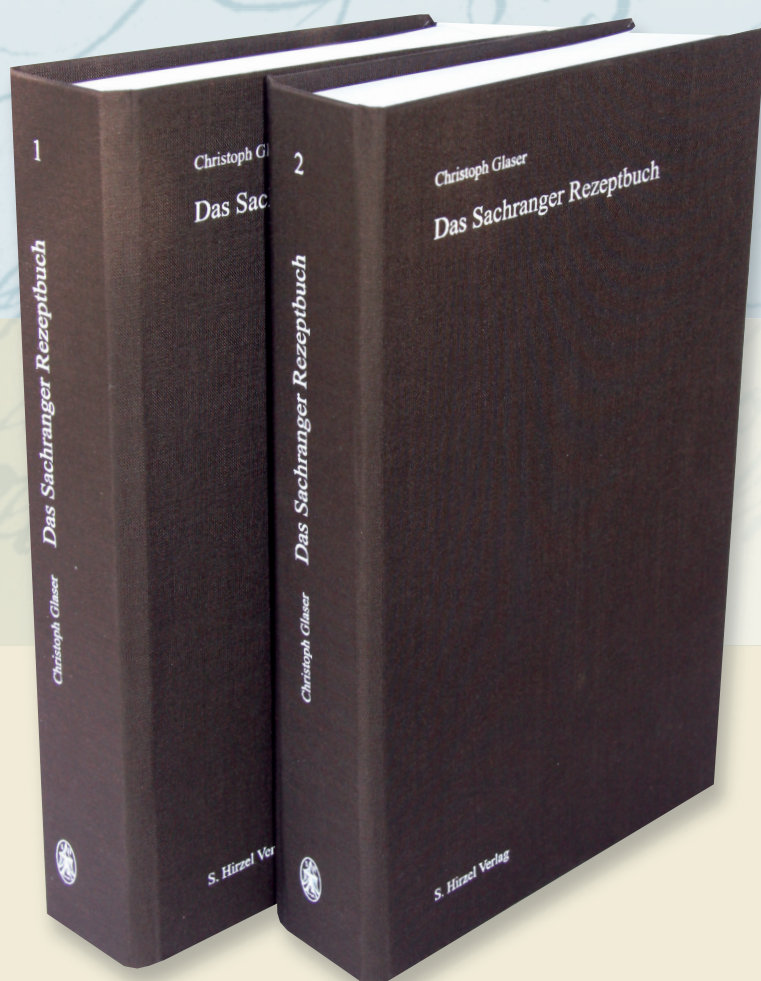
Am Sonntagmorgen präsentierten die Doktoranden und Postdocs der Pharmaziegeschichte ihre ausnahmslos ansprechenden und wissenschaftlich anspruchsvollen Poster. Eine unabhängige Jury verteilte die Posterpreise: Der erste Preis ging an Andrea Jessen (Braunschweig), der zweite Preis an F. Vongehr/Prof. Dr. Friedrich (Marburg), der dritte Preis an Tanja Lidy/Priv.-Doz. Dr. Helmstädter (Marburg u. Frankfurt/M.).

Zum Abschluss der Tagung dankte die „incoming“ Präsidentin Priv.-Doz. Dr. Anagnostou mit bewegten Worten dem Organisator auch dieser Biennale und jetzigen Altpräsidenten Prof. Dr. Christoph Friedrich für sein achtjähriges Wirken als Präsident.

Wolf-Dieter Müller-Jahncke



06.07.2012 12:30:24 Uhr



Glaser

Das Sachranger Rezeptbuch

Edition und Kommentar der Arzneiverordnungen in einer volksmedizinischen Handschrift des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts aus dem Nachlass des Peter Huber (Müllner-Peter) von Sachrang im Chiemgau

Von Dr. Christoph Glaser, München

2006. Band 1 mit 512 Seiten
und Band 2 mit 448 Seiten.

**Beide Bände Leineneinband
im Leinenschuber.**

€ 158,-- [D]

ISBN 978-3-7776-1452-6

Das „**Sachranger Rezeptbuch**“ entstammt einem Lebenskreis, für den es heute kein deckungsgleiches Äquivalent mehr gibt. Die aus dem Volk für das Volk verfasste Handschrift rekonstruiert und interpretiert die damalige Welt der Volksmedizin.

Um 1800 zusammengestellt vom Laienheiler Peter Huber genannt Müllner Peter, bildet die Rezeptsammlung eine wahre Fundgrube für Apotheker, Ärzte, Heilpraktiker und interessierte Laien.

Die von Christoph Glaser besorgte Edition bietet einem philologisch nicht vorgebildeten Leserkreis eine lesbare Fassung des schwer verständlichen Konvoluts, indem der schwer verständlichen Originalfassung der Text in modernem Deutsch gegenübergestellt wird.

Darüber hinaus werden auch alle vorkommenden Arzneidrogen und Krankheitsbilder nach dem heutigen wissenschaftlichen Stand analysiert und gegebenenfalls Wirksamkeitsnachweise genannt.

BESTELLUNG

Bitte liefern Sie mir aus dem S. Hirzel Verlag,
Postfach 10 10 61, 70009 Stuttgart:

___ Expl. Glaser, **Das Sachranger Rezeptbuch.**
2006. 2 Bände in Leineneinband/Leinenschuber. € 158,-- [D]

Name/Vorname _____

Firma/Institution _____

Straße/Hausnummer _____

PLZ/Ort _____

E-Mail _____@_____

Kunden-Nummer _____

Datum/Unterschrift _____

Stand der Preise: 01.01.2012 gie/ergo

Sofortbestellung:

Telefon 0711 2582 341, Fax 0711 2582 390

Bestell Service:
0800 2990 000 Ferngespräche zum Nulltarif
mit Bandaufzeichnung.

E-Mail: service@hirzel.de

Internet: www.hirzel.de

Vertrauens-Garantie:

Ich bin darüber informiert, dass ich diese Bestellung binnen zwei Wochen, ab Zugang der Ware, durch schriftliche Erklärung gegenüber dem S. Hirzel Verlag, Birkenwaldstraße 44, 70191 Stuttgart, widerrufen kann. Zur Wahrung der Frist genügt die rechtzeitige Absendung des Widerrufs.

Datum/Unterschrift _____

HIRZEL

ISBN 978-3-515-09727-7

die „Orte des Erinnerns“ genannt) anzulaufen – denn Geschichte realisiert sich erst durch Erinnerung und diese bedarf eines Ortes. „Wir Deutschen“ ermöglicht so einen neuen und spannenden Zugang zu unserer Vergangenheit.



Jochen Gaile

Datum/Unterschrift

